Expedition in Amerika: B. HERDER, 19, South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 1. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. Januar 1876.

Inhalt: Die Mission der Maristen auf Neucaledonien. — Indische Kasten und ihre Bedeutung für die Mission. — Aus Minnesota. — Ein chinesischer Aufruf gegen die Christen. — Nachrichten aus den Missionen: Tibet; Ostafrika; Südafrika; Brasilien. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Die Mission der Maristen in Neucaledonien [1].

1. Apostolischer Muth.

Am 21. December 1843 erschien das französische Kriegsschiff „Bucephalus" auf der Höhe von Balad an der nordöstlichen Küste von Neucaledonien. Französische Missionäre aus der Maristen-Congregation befanden sich an Bord und mögen wohl mit banger Hoffnung nach der großen Insel geschaut haben, die allmälig vor ihren Augen aus dem Meere emportauchte. Diese schroffen, kahlen Berge, diese mit Wald bedeckten Niederungen, diese weite, grüne Wildniß, umschlossen von einem Gürtel von Korallenriffen, an denen sich die Wogen des Oceans schäumend brechen und die dem Schiffer nur wenige Zugänge zum Ufer bieten — dieses damals noch kaum bekannte Eiland sollte ja der Schauplatz ihrer apostolischen Mühen sein. Die muthigen Glaubensboten waren Msgr. Douarre, Bischof von Amata i. p. i., P. Rougeyron und P. Viard nebst zwei Laienbrüdern. Dem Bischofe war vom heil. Stuhle die äußerst schwierige und gefahrvolle Sendung geworden, dieser entlegenen Insel der Südsee das Kreuz Jesu Christi zu predigen. Er kam als „apostolischer Vikar von Neucaledonien", aber seine Heerde mußte er sich erst sammeln; zur Stunde irrte sie noch wild und nackt in den Bergen und Wäldern umher, die sich so eben zum ersten Male seinem Blicke zeigten. So glich er jenen Seekönigen der nordischen Sage, die, mit nichts als einer Königskrone ausgestattet, den heimischen Strand verlassen, um an fremden Gestaden sich selbst ein neues Reich zu gründen. Der Missionär zog freilich nicht aus für einen irdischen Thron, nur seinem himmlischen Könige wollte er mit den Waffen des Friedens dieses wilde Volk erobern. Diese Aufgabe forderte apostolischen Muth. Nur das Wort des Herrn: „Gehet hin und verkündet das Evangelium jedem Geschöpfe," konnte die Missionäre bestimmen, dieses von der Heimath und dem Umgange mit gesitteten Menschen so weit entlegene Land zum freiwilligen Exile zu wählen.

Inzwischen war der Capitän, La Ferriere, in die Bucht von Balad eingelaufen und hatte Anker geworfen. Alsbald bevölkerte sich das von schlanken Kokospalmen und breitwipfligen Bananenbäumen beschattete Gestade mit Schaaren fast ganz nackter Eingeborenen. Über eine Weile sah man viele Doppelpiroguen — Fahrzeuge, die aus zwei durch Planken verbundenen ausgehöhlten Baumstämmen bestehen — vom Lande abstoßen und dem Schiffe zusteuern. Es waren die Häuptlinge der anwohnenden Stämme, welche die „weißen Männer" sehen und begrüßen wollten. La Ferriere nahm sie freundlich auf und bewirthete sie. Die Missionäre suchten durch kleine Geschenke das Herz der Wilden zu gewinnen. Unter den anwohnenden Häuptlingen ragten besonders hervor: Pakili-Puma, der Fürst von Koko, Taneundi, der Fürst von Kuma, und

[1] Vgl. für das Geschichtliche: Die Annalen der Glaubensverbreitung, und Dr. Hahn, Geschichte der katholischen Missionen, IV. Band; für das Ethnographische: Die Inseln des stillen Oceans, von Dr. Meinicke; Oceanien, von Christmann und Oberländer; Garnier, La Nouvelle-Calédonie u. s. w.

namentlich Tschapea, der König von Bonde. Die nächsten Tage wurden zu einer Untersuchung des Landes verwendet; in einem Kahne fuhren die Missionäre den Fluß Diahot hinauf und besuchten das Königreich Bonde und das Thal von Koko, wo sie mehrere mit Bananen, Yamswurzeln und Taro in guter Ordnung bepflanzte Äcker fanden. Das schien auf einen gewissen Grad der Cultur zu deuten, und man entschloß sich, die Mission in dieser Gegend zu beginnen. In der Nähe des Hafens von Balad, bei Mahamata, kaufte der Bischof vom Fürsten Tea-Païama, dem Schwiegersohn des eben genannten Taneundi, ein hinreichend großes Grundstück und erhielt, mit Freuden, wie es schien, die Erlaubniß, Haus und Kapelle zu bauen und die christliche Religion zu predigen. Am Weihnachtstage 1843 nahmen die Missionäre feierlich Besitz von ihrem Eigenthume. Auf dem von Kokospalmen umgrenzten Platze hatte man einen Altar errichtet, auf welchem der Bischof das unblutige Opfer darbrachte. Es war zum ersten Male, daß Christus der Herr unter den eucharistischen Gestalten seinen Einzug auf dieser weitentlegenen Insel hielt und in die Mitte ihrer wilden Bewohner trat. „Der Tempel war schön," schreibt Msgr. Douarre; „er hatte zum Gewölbe den blauen Himmel. Der Altar sah in seiner Armuth der Krippe von Bethlehem nicht unähnlich, und die Wilden, die ihn in tiefem Schweigen umstanden, erinnerten mich unwillkürlich an die Hirten, die herbeigeeilt waren, um das Gotteskind zu sehen, nachdem sie den Gesang der Engel gehört hatten: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind." Das war die erste Weihnachtsfeier in Neucaledonien. Rasch wurde nun von den Matrosen des „Bucephalus" das Missionshaus und die Kapelle gebaut, welche der Bischof am 21. Januar 1844 einweihte. Bei diesem Anlasse ließ La Ferriere seine ganze Mannschaft unter Waffen treten, um den Wilden einen Begriff von der Macht der Weißen zu geben und so die Zurückbleibenden zu schützen. Die Kanaken — so nennt man die Eingeborenen der Südseeinseln — schienen sehr günstig gestimmt; Pakili-Puma hielt eine Anrede, der seine Unterthanen durch stetes Pfeifen nach Landessitte ihren lebhaftesten Beifall bezeugten. Dann lichtete der „Bucephalus" die Anker, grüßte zum Abschiede die Wohnung des Bischofs mit neun Kanonenschüssen und verließ die Rhede von Balad. Mit den Wilden werden wohl auch die fünf Missionäre dem fortsegelnden Schiffe nachgeschaut haben, bis die letzte Spitze des Mastes am fernen Horizonte verschwand.

Nun waren die fünf Männer hilflos und allein in dem wildfremden Lande, dessen Sprache und Sitten sie nicht kannten, ohne andern Schutz und Schirm als denjenigen, den der Allmächtige seinen Dienern angedeihen läßt, die im Vertrauen auf ihn und zu seiner Ehre sich mit apostolischem Muthe den Gefahren entgegenwerfen.

Die Insel, auf der sie sich befanden, ist nächst Neu-Guinea und den neuseeländischen die größte des stillen Oceans und hat etwa 50 Meilen Länge bei einer Breite von etwa 8 Meilen und einem Flächeninhalt von 315 Quadratmeilen. Sie ist die Hauptinsel eines Archipels, der sich ungefähr 150 Meilen östlich vom Festlande Australiens zwischen dem 163° und 168° ö. L. (Greenwich) und dem 20° und 23° s. Br. erstreckt, und außer vielen kleineren umliegenden Eilanden namentlich noch die Fichteninsel und die Loyalty-Inseln umfaßt. Der ganze Archipel zusammen bildet das apostolische Vikariat Neucaledonien.

Erst im Jahre 1774 wurde diese Inselgruppe vom berühmten Seefahrer Cook entdeckt und nach dem nördlichen Theile Schottlands „Neu-Caledonien" genannt. Indessen von jeder Handelsstraße entlegen und von dem breiten Gürtel der Barrière-Riffe mit einer fast unzugänglichen Mauer umschlossen, blieb das Land, das keine besonderen Schätze zu bergen schien, den Europäern gleichgiltig. Kaum daß hin und wieder ein abenteuernder Seemann an seinen Küsten ankerte, bis der katholische Missionär auch diese Einöde der Gesittung öffnete und den civilisirten Völkern näher brachte.

Das Klima Neucaledoniens ist ein gemäßigtes Tropenklima; das Thermometer schwankt zwischen 20 und 28° C. Die Vegetation, namentlich in den feuchten und oft sumpfigen Niederungen, ist großartig. Da wächst der riesige Bananenbaum (Ficus prolixa) mit seiner weitästigen Krone, das geschätzte Sandelholz, die Mangrove (Rhizophora) mit ihrem seltsamen, hoch über den Sumpfboden sich aufbauenden Wurzelwerk, die Morinde, der indische Maulbeerbaum (Morus indica), aus deren Fasern sich die Eingeborenen eine Art Gewebe verfertigen, die schlanke Kokospalme, die ihre mit süßen Früchten beladene Krone hoch in den Lüften wiegt, und zwischendurch ziehen sich in üppiger Fülle riesige Farrenkräuter und farbenprächtige Schlingpflanzen. Zu dieser reichen Pflanzenwelt steht die neucaledonische Thierwelt in gar keinem Verhältniß. Die größten Säugethiere waren Ratten und der fliegende Hund (Pteropus edulis), gewöhnlich Vampyr genannt. Aus seinen langen Haaren drehen die Kanaken Schnüre, die ihnen die Stelle des Geldes vertreten; für eine so und so lange Schnur kauft man sich einen Kahn, eine Frau u. s. w. Von Vögeln verdienen eine Entenart, eine riesige Taube von der Größe eines Huhnes, der „Notu" (Carpophagus goliathus), und der seltsame, Neucaledonien eigenthümliche „Kagu" (Rhynochetos jubatus) genannt zu werden. Sein Gefieder ist aschgrau und rothgelb, die Haube weißlichgrau, der Schnabel roth und sehr spitz; die Flügel bilden ausgespannt einen radförmigen Fächer, dienen aber dem wehrlosen Thiere nicht zum Fluge, sondern nur zum Schutze seines Kopfes, den es in der Gefahr unter ihnen verbirgt.

Die Zahl der Eingeborenen wird auf 53,000 geschätzt[1]. Ihre Hautfarbe ist ein dunkles Kupferbraun, das Haar ist kraus, doch nicht wollig, die Gesichtszüge sind unangenehm. Ihr Charakter wird als mißtrauisch, zu Hinterlist und Verrath geneigt geschildert, dabei aber beweisen sie Muth und Tapferkeit und mehr Verstand als die meisten Wilden der Südseeinseln. Grausamkeit und die scheußliche Gier nach Menschenfleisch machen diese Unglücklichen zum Gegenstande des Abscheues in den Augen der Reisenden. In der That ist der

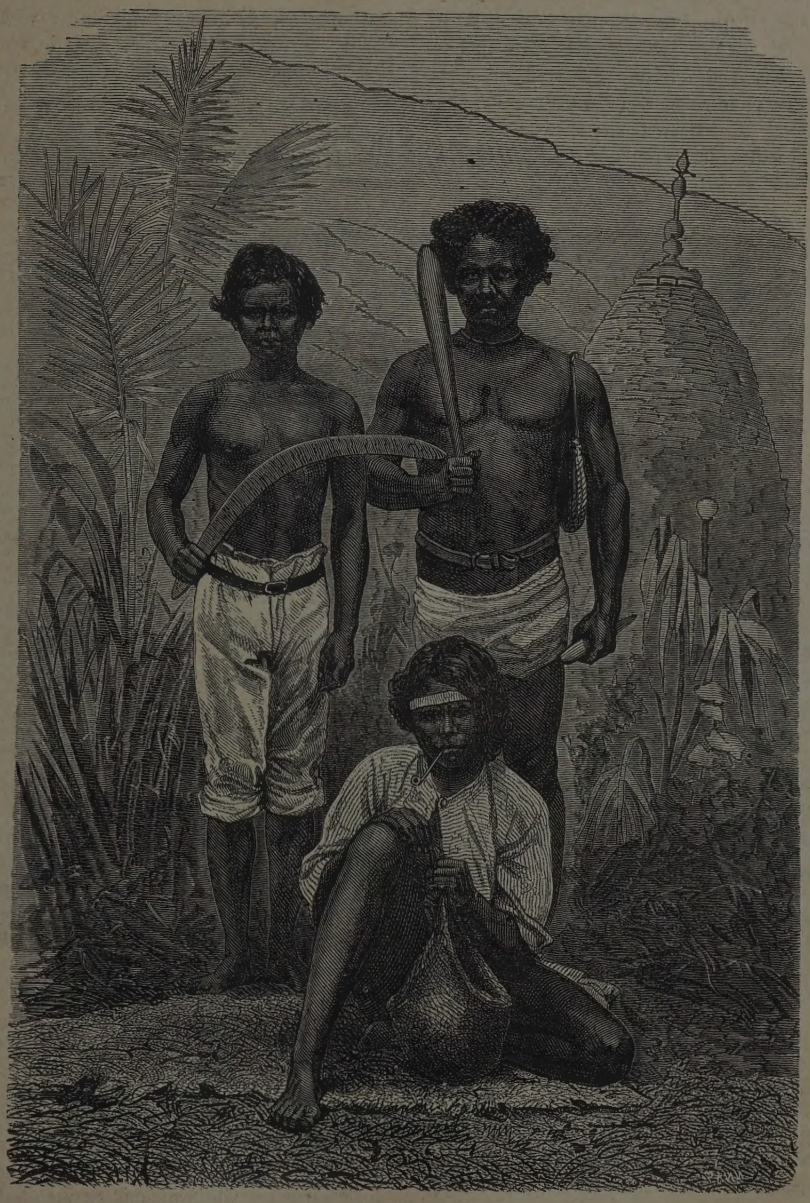
[1] Die ganze Bevölkerung der jetzigen französischen Colonie Neucaledoniens wird für 1870 auf fast 60,000 Seelen angegeben, nämlich:

Ansässige Weiße am 1. Mai 1870	1,273
Offiziere, Beamte, Soldaten	863
Deportirte und deren Familien	2,302
Eingeborene Neucaledonier	40,000
Eingeborene der Loyalty-Inseln . .	13,334
Einwanderer aus Asien, Afrika und Oceanien	1,176
	58,948

J. Patouillet, welcher von 1867—1870 unter den Eingeborenen Neucaledoniens sich aufhielt, gibt ihre Zahl auf 70,000 an.

Hang zum Kannibalismus unter ihnen so stark, daß nicht nur die einzelnen Stämme in beständigen Kämpfen Jagd aufeinander machen, sondern daß die Häuptlinge ihre eigenen Stammgenossen hinwürgen, damit die gräßliche Speise bei ihren wilden Gelagen nicht fehle.

Die Neucaledonier zerfallen in viele Stämme, die für sich selbständig, oft aber zu Schutz und Trutz verbündet sind. Jeder Stamm steht unter einem Ober-Häuptling, einem Fürsten, den das Volk mit großer Ehrfurcht behandelt. Seine Person gilt für heilig und unverletzlich; ein schön geschmücktes Beil ist das Zeichen seiner Würde. Unter-Häuptlinge stehen den einzelnen Dörfern vor; dann gibt es aber auch eine Adelskaste, welche, wie die Häuptlinge, Grundbesitz hat, und von welcher die übrigen Kasten abhängen. Kriege sind unter den einzelnen Stämmen sehr häufig. Als Waffen führen sie Keulen von hartem Holze, oft künstlich verziert und polirt; lange Speere, an beiden Enden gespitzt und manchmal gezähnt; Schleudern aus Kokosfasern mit ovalen polirten Steinen. Heutzutage haben sie auch Flinten und eiserne Beile. Zum Kriege beruft der König das ganze Volk, fordert den Gegner heraus und bestimmt Zeit und Ort des Kampfes. Gewöhnlich sind es Zweikämpfe, kein allgemeines Treffen, und nach dem Tode weniger Krieger wird Friede geschlossen. Die Leichen der Erschlagenen gehören dem Sieger zum Festschmause; ihre Schädel schmücken als Trophäen die Häuser.



Neucaledonier.

Die Insulaner kennen die Heiligkeit der Ehe nicht; ihre Verbindungen werden nach Lust und Laune des Mannes gelöst, zudem ist die Polygamie allgemein. Doch machen auch bei diesen wilden Stämmen gewisse Verwandtschaftsgrade die Eheschließung unmöglich und kann eine Ehebrecherin mit dem Tode bestraft werden. Das Loos des Weibes ist ein überaus drückendes, fast alle Arbeit fällt ihr zu, und bei den Wanderungen vertreten sie die Stelle von Lastthieren, auch dürfen sie nicht mit den Männern zusammen essen. Die Bestattung der Todten erfolgt unter großen Feierlichkeiten. Gewöhnlich werden die Leichen begraben, nachdem man den Schädel lostrennte, um ihn als Reliquie aufzubewahren; auf den Grabhügel stecken sie hohe, je nach dem Range des Todten, mit Muscheln geschmückte Stangen. Zeichen von Trauer sind das Tragen langer Haare, welche auf eine gewisse Art gefärbt werden, Brandwunden, das Aufschlitzen des Ohrloches. Einem Häuptlinge folgen dessen Frauen gewöhnlich in den Tod, indem sie auf seinem Grabhügel erwürgt werden. Auch kommt es vor, daß kranke und schwache Greise lebendig begraben werden.

Unter diesem wilden Volke hatten sich also die fünf Missionäre niedergelassen. Sie begannen ihre Riesenarbeit damit, daß sie das angekaufte Land um ihre Hütte durch ihrer Hände Arbeit urbar machten und die Sämereien anpflanzten, die sie aus Europa mitgebracht hatten. Dann bauten sie sich eine Art Backofen, um die drei Tönnchen Mehl benutzen zu können,

welche mit Pöckelfleisch ihren vorläufigen Mundvorrath bildeten. Bald lernten sie auch den Hang der Eingeborenen zum Diebstahl kennen; es verging fast kein Tag, an dem ihnen nicht etwas ihrer geringen, nothdürftigen Habe entwendet wurde. Bitterer Mangel stellte sich ein. Ihre Saat war noch lange nicht reif, als sie das letzte Stücklein Brod genossen. Die Tauschartikel waren bald erschöpft und oftmals mußten sie von Hütte zu Hütte betteln, aber die Kanaken litten selber Mangel und konnten nichts geben. Es ist unbegreiflich, mit welcher Sorglosigkeit die Insulaner in den Tag hinein leben. Sie verstehen zwar etwas Ackerbau, aber sie pflanzen so kleine Strecken an, daß der Ertrag kaum für ein Vierteljahr reicht; die übrige Zeit leiden sie Mangel und fristen ihr Leben mit den ekelhaftesten Speisen, mit Ratten und Käferlarven und dem Fleische des neucaledonischen Vampyrs. Mitunter liefert ihnen der Fischfang reiche Beute, aber dann rufen sie ihre Freunde zusammen und Alles wird auf einem Schmaus verzehrt. Dazu kommt noch, daß sich die einzelnen Stämme bei ihren beständigen Kriegen gegenseitig die Pflanzungen muthwillig verderben und sogar die Kokospalmen und den Brodfruchtbaum nicht schonen. Man wird die Lage der Missionäre begreifen; mehr als einmal glaubten sie Hungers sterben zu müssen. P. Rougeyron schreibt in einem seiner Briefe, die in den Annalen des Vereins der Glaubensverbreitung mitgetheilt sind:

„Am Feste des hl. Franz Xaver (1844) waren wir in der äußersten Noth. Der Stamm, der uns bisher mit Lebensmitteln versehen hatte, konnte oder wollte uns nichts mehr geben. So bereiteten wir uns auf den Hungertod vor. Aber nein, Derjenige, der die Vögel des

Der Kagu.

Himmels ernährt, läßt seine Diener, die sich zu seiner Ehre so vielen Entbehrungen hingeben, nicht Hungers sterben. Der Apostel von Indien und unsere Schutzengel schickten uns Wilde, welche drei Stunden weit herkamen, um uns reichliche Nahrungsmittel anzubieten. Der Finger Gottes ließ sich nicht verkennen, denn die Eingeborenen gehörten einem feindlichen Stamme an; es war das erste Mal, daß sie uns besuchten, und sie kamen gerade im Augenblicke der größten Noth. Beim Anblicke dieses Mundbedarfes blickte ich auf den Bischof von Amalta und wir vergossen Thränen des Dankes gegen Gott."

Auf den eigentlichen Zweck ihrer mühseligen Anwesenheit in diesem Lande konnten sich die Missionäre vor der Hand nur durch Erlernung der äußerst schwierigen Landessprache vorbereiten. Wie viel Geduld und Fleiß dazu gehörte, ohne Grammatik und Wörterbuch diese unverständlichen Laute sich zugänglich zu machen, ist begreiflich. Zum Glücke verstand P. Viard ein wenig die Sprache der Insel Uwea (Wallis), und es fanden sich einige Kanaken, welche von dorther eingewandert waren. Ihr Häuptling, der von beiden Sprachen etwas wußte, diente dem Missionär als Dolmetscher. Erst nach einem Jahre konnten die Missionäre damit beginnen, den Wilden die ersten Wahrheiten des Christenthums zu verkünden.

Die religiösen Ansichten der Neucaledonier waren, wie leicht begreiflich, von dem krassesten Aberglauben entstellt. Doch scheinen sie ein Alles leitendes und regierendes Wesen, das sie Neuengut heißen, anzuerkennen. Neben diesem höchsten Gotte verehren sie sehr viele andere Götter, namentlich die Seelen verstorbener Häuptlinge, ja sie beten sogar noch lebende Häuptlinge an. Für jeden Stamm nehmen sie eine besondere Gott-

heit (Dianua) an, zu welcher die Seelen der Verstorbenen gehen. Vor ihr müssen sie sich einer Prüfung unterziehen; die größten Genüsse sind ihnen gestattet, aber trotzdem können sie das Stehlen nicht lassen. Darüber erzürnt, tödtet sie Dianua, und hiedurch erst werden sie in Schatten verwandelt, die auf die Oberwelt zurückkehren und den Menschen als Götter erscheinen. Diese Sage enthält wohl einen schwachen Anklang an die folgenschwere Prüfung unserer Voreltern im Paradiese, durch die sie dem Tode verfielen und aus den Gefilden der Glückseligkeit verstoßen wurden. Götzenbilder kommen vor, scheinen aber wenig verbreitet zu sein. Haare und Zähne verstorbener Häuptlinge sind nicht selten Gegenstände des Cultus. Statt in Tempeln, versammeln sie sich an bestimmten Plätzen im Walde, wahrscheinlich an Grabstätten, deren Betretung durch nicht dazu Berechtigte die Götter mit dem Tode bestrafen. Sie haben Priester von verschiedenem Range oder vielmehr Zauberer, deren Aufgabe es ist, Wind und Regen herbeizurufen, Krankheiten zu verhängen und abzuwenden. Der Cultus besteht in Gebeten und Opfern, die sie meist an heiligen Plätzen darbringen, auch wohl in das Meer werfen, und in der Feier von scheußlichen Tänzen, unter dem Namen „Pilupilu" bekannt, bei denen sie Dämonen ähnlicher sind als Menschen.

Auch den „bösen Du" verehren die Insulaner und bringen ihm reichliche Opfer dar. Gewöhnlich ist der Opferplatz eine Waldlichtung mitten im größten Dickicht. Dort bauen sie einen Altar, eine Art großen Tisches, sechs bis zehn Fuß im Geviert, und beladen ihn mit

Neucaledonische Hütten.

Früchten aller Art, mit Taros, Yamswurzeln, Zuckerrohr ꝛc. Rundum hängen von den Zweigen der Bäume Fische, Schildkröten und Geflügel. So glauben die armen Leute die Wuth des bösen Geistes besänftigen zu können. Den Insulanern zufolge bewohnt der Du die Wälder; er hat menschliche Gestalt von riesiger Größe und ungeheurer Korpulenz. Glücklicherweise kann er nur während der Nacht seine Beute erhaschen, aber wehe, wenn er den Menschen zufällig ohne Waffen überrascht! Krankheiten, Hungersnoth, Unglück aller Art kommen vom bösen Du; seine Macht zu schaden ist um so größer und furchtbarer, je mehr die giltigen Gesetze und besonders das Ansehen und der Gehorsam gegen den Häuptling mißachtet werden. Der Wahnsinn ist der Geist des bösen Du. Ein Missionär schreibt, man habe ihm die Überreste einer unglücklichen Familie gezeigt, die ganz ausgerottet wurde, weil das Familienhaupt einen eigenthümlichen, unheimlichen Zug in seinem Gesichte hatte. Das mußte der Du sein. Erst fürchtete und floh man den Unglücklichen, aber als ein plötzlicher Tod den Häuptling Watschuama wegraffte, erhob sich allerwärts der Ruf: „Der böse Geist des Du hat Watschuama getödtet." Alsbald wurde der arme Verdächtigte und nach ihm einer seiner Söhne unbarmherzig getödtet. Kurze Zeit darauf beging man ein Fest; der ganze Stamm war versammelt und unter die Menge mischte sich auch ein Kind des neulich Ermordeten. Sofort war sein Schicksal beschlossen. Ein Weib, das Mitleid mit dem armen Wesen hatte, theilte ihm die Gefahr mit und sagte ihm, es solle fliehen so rasch als möglich. Das Kind versucht, diesem Winke zu entsprechen, aber man bemerkt seine Flucht und sofort ertönt der Ruf: „Der Du flieht! der Du flieht!" Ein Häuptling eilt ihm nach, schleudert ihm seinen Speer in den Rücken, daß die Spitze durch die Brust hervordringt; dann machen

Keulenschläge seinem Leben ein Ende und die Leiche wird von den Unmenschen aufgezehrt.

Gerade diese Rohheit und dieser angeborene Hang zu Menschenfleisch bereitete den Missionären die größten Hindernisse. Das natürliche Gefühl war in der Brust dieser Wilden so sehr abgestumpft, daß alle Vorstellungen wenig fruchteten. Wie peinlich muß es den Glaubensboten gewesen sein, sich von allen Seiten von den scheußlichen Denkmälern des Kannibalismus umringt zu sehen! Fast vor jeder Hütte waren Menschengebeine aufgethürmt und grinsten Todtenschädel. Und wenn dann die Verkündiger des Kreuzes trotzdem in die Hütten der Barbaren eindrangen, so fanden sie den langen Rost, dessen scheußliche Bestimmung der in eine Matte eingewickelte, gebratene Leichnam darauf, wie die Missionäre schaudernd schreiben, nur zu deutlich kund thut. Und da kamen „Gebildete" den Missionären, welche sich eben zu Havre einschiffen wollten, um diesen verworfenen Stämmen die Religion zu predigen, die Christus vom Himmel auf die Erde herabbrachte, zurufen: ob es denn erlaubt sei, das Gewissen und den Frieden dieser Völker zu stören, welche so glücklich im Zustande der Natur lebten?!

Die Missionäre selbst lebten in beständiger Todesgefahr. Öfters wurden Steine und Wurfspieße nach ihnen geschleudert und P. Rougeyron erhielt einmal aus dem Hinterhalte eine schwere Verwundung. Als die Missionäre später der neucaledonischen Sprache mächtig waren, erschöpften sie oft umsonst alle Beweggründe, um die Wilden mit Abscheu gegen den Kannibalismus zu erfüllen. „Es mag sein," antwortete einst ein Kanake dem Bischof Douarre, „daß es Sünde ist, seinen Mitmenschen zu essen; aber sage nicht, daß es nicht gut schmecke, denn du würdest lügen." Nach und nach erst und mit unendlicher Geduld konnte es den Missionären gelingen, die Rohheit dieser Insulaner zu brechen. Jahrelang mußten sie sich begnügen, die sterbenden Kinder zu taufen. Jahrelang waren diese unschuldigen Seelen, die sie dem Himmel zusandten, die einzigen Früchte ihrer sauren Arbeit. Die Erwachsenen mußten, so sehr auch einige die Taufe verlangten, ein langes Katechumenat bestehen. Wie nöthig diese saure Vorsicht war, zeigt folgender Vorfall. Ein Wilder, der dringend die Taufe begehrte, antwortete auf die Frage, wie viele Frauen er habe: „Zwei." Man sagte ihm nun, es könne Niemand getauft werden, der sich nicht nach dem Gesetze des Evangeliums mit einer Frau begnüge. Ohne eine weitere Erklärung abzuwarten, lief der Wilde fort. Am Tage darauf aber kam er wieder und stellte dieselbe Bitte. „Du hast ja zwei Frauen, also kannst du nicht getauft werden," sagte man ihm. „Ich habe nur eine," erwiederte der Kanake. „Was hast du denn mit der anderen gethan? Gestern hattest du zwei." „Ich habe sie getödtet," sagte der Taufcandidat mit einer Ruhe, als ob sich seine Handlungsweise von selber verstünde. So war es in der That: er hatte das arme Weib bei seiner Rückkehr sofort erschlagen und wahrscheinlich auch aufgezehrt. Aber nichts entmuthigte unsere Missionäre; sie streuten den Samen aus und sein Gedeihen überließen sie der göttlichen Gnade, die ja, wie der Prophet es verkündete, machen kann, daß auch die Wüste wie eine Lilie blüht.

Die Hütte, welche sie bewohnten, war nach der ersten Regenzeit baufällig geworden. Das Holz war wurmstichig und faulte unter dem Einflusse der Feuchtigkeit und Wärme. Die Missionäre mußten an einen Neubau denken; sie wählten einen Hügel in der Nähe des Dorfes Baïao, etwa eine Meile von der Küste entfernt. Um dauerhafter zu bauen, führten sie die Kapelle in Stein auf, und bei dieser langwierigen Arbeit wurde Msgr. Douarre Handlanger des Laienbruders Johannes. Dafür war aber auch das Bauwerk bei all' seiner Unvollkommenheit der schönste Bau der Insel. Die Eingeborenen leben nämlich in Hütten, die wie Bienenkörbe aussehen. Sie haben in der Mitte einen hohen Pfeiler, der über das Dach emporragt und oben mit Zweigen und Muscheln, auch wohl mit den Schädeln erschlagener Feinde geschmückt ist. An diesen Pfeiler lehnen sich rundum die Dachsparren, die mit einer dichten Lage von Gras bedeckt und mit Rindestreifen überzogen werden. Eine ganz niedrige Öffnung führt in das Innere, wo stets ein Feuer zur Vertreibung der Moskitos raucht. Zum Baue seines Hauses versammelt der Kanake alle seine Verwandten und Freunde; natürlich ist die Arbeit bald gethan, und somit läßt sich auch begreifen, wie sehr sich die Eingeborenen über den Neubau der Missionäre wunderten, der fast zwei Jahre in Anspruch nahm.

Inzwischen lief am 27. September 1845, also 19 Monate nach der Abfahrt des Bucephalus, die französische Corvette „Le Rhin" im Hafen von Balad ein. Mit welcher Freude die Missionäre nach so langer Abgeschlossenheit unter den Wilden wieder gesittete Menschen begrüßten, läßt sich denken, zumal da zwei neue Missionäre, die PP. Grange und Montrouzier, ebenfalls der Maristen-Congregation angehörend, eintrafen. Freilich wurde diese Freude durch Briefe etwas getrübt, welche P. Viard, der durch seine Sprachkenntniß so Vieles gewirkt, nach seinem alten Arbeitsfelde Neuseeland abberiefen, wo ein Schreiben des apostolischen Stuhles seiner harrte, das ihn zum Bischofe von Orthosia und zum Coadjutor des Bischofs Pompallier ernannte. Aber das Beste der Gesammtkirche muß dem Wohle einer Einzelkirche stets vorgehen, und so gaben sich die Missionäre von Neucaledonien in ihren harten Verlust.

Der Capitän des „Rhin" versorgte die Mission mit neuem Mundvorrath und machte ihnen noch ein anderes sehr wichtiges Geschenk, eine gewaltige Dogge, die ihr neues Haus als treuer Wächter gegen die diebischen Kanaken vertheidigte. Die Angst, welche dieses Thier durch sein Gebell den Wilden einjagte, die noch nie einen so großen Vierfüßler gesehen hatten, war überaus groß. Später benutzten die Missionäre die Furcht vor Hunden, um den Wilden das nöthigste Anstandsgefühl beizubringen; diese Thiere, die abgerichtet waren, die Kanaken anzubellen, welche es an der nothdürftigsten Bekleidung mangeln ließen, trugen wirksamer zur Erreichung dieser ersten Stufe der Gesittung bei als alle Ermahnungen der Missionäre.

Da nun das neue Haus zu Baïao stand und für den Unterhalt der kleinen Genossenschaft gesorgt war, gingen die Missionäre eifrig an die Predigt des Evangeliums. P. Viard hatte viel vorgearbeitet, indem er das Vaterunser, den englischen Gruß, das apostolische Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote Gottes in die Landessprache übertrug. P. Rougeyron, der sich seiner scherzhaften Einfälle wegen einer großen Popularität unter den Eingeborenen erfreute, ging dem Bischofe Douarre treulich in der apostolischen Arbeit an die Hand, und Gott segnete seine Mühen. Schon vor der Ankunft des „Rhin" hatten sie zusammen eine apostolische Reise in das Innere der Insel unternommen und Manche zur Annahme der christlichen Religion geneigt gefunden. Das Crucifix, das sie auf der

Brust trugen, erregte gewöhnlich die Neugierde der Wilden und gab den Missionären Gelegenheit, von Jesus Christus und seiner Liebe zu den Menschen zu sprechen. Auf Mariä Himmelfahrt waren bereits zwanzig Personen aus verschiedenen Stämmen gekommen, um der heil. Messe beizuwohnen; sie konnten schon das Kreuzzeichen machen, sowie das Vaterunser und das Ave Maria beten. Bald gingen die Missionäre nicht mehr von Hütte zu Hütte, sondern versammelten die Katechumenen im Hause des Häuptlings von Balad zu gemeinsamem Unterricht. Sie zeigten meist einen klaren Verstand, und bei ihrer Anlage zur Musik lernten sie rasch mehrere Lieder zur Ehre der Mutter Gottes. Bei der Ankunft des „Rhin" zählten die Patres bereits einige Erwachsene, welche zum Empfange der Taufe hinlänglich vorbereitet schienen. Auch der Verkehr mit dem Festlande von Australien gestaltete sich besser. Noch während der „Rhin" vor Anker lag, trafen mehrere andere Schiffe ein, durch welche der Bischof Sämereien und verschiedene Hausthiere beziehen konnte. So schien der apostolische Muth dieser Männer die ersten Schwierigkeiten glücklich überwunden zu haben; die Mission begann emporzublühen und man wiegte sich in der Hoffnung einer baldigen und reichen Ernte.

Aber der wilde Charakter der Eingeborenen ließ sich nicht mit einem Schlage ändern und die Zeit der schwersten Prüfungen sollte erst kommen. (Fortsetzung folgt.)

Indische Kasten und ihre Bedeutung für die Mission.

Wenn ein Europäer zum ersten Male nach Indien kommt und in eine dort wohnende Familie eingeführt wird, erstaunt er nicht wenig beim Anblick der zahlreichen Dienerschaft. Da finden sich Köche, Aufwärter, Zimmerkehrer, Stallknechte, Pferdesattler, Wasserträger, Pfeifenstopfer u. s. w. u. s. w. Beinahe jede häusliche Arbeit erfordert eine eigene Person, und es mag selten gelingen, einen Hindu zu bewegen, daß er mehrere dieser Beschäftigungen übernimmt. „Ich darf diese oder jene Arbeit nicht verrichten; es ist gegen meine Kaste," lautet die beständige Antwort. In dieser strengen Arbeitstheilung, vermöge welcher gewisse Beschäftigungen in den einzelnen Familien forterben und mit welcher diejenige unserer alten Zünfte nur eine entfernte Ähnlichkeit hat, tritt uns der erste Charakterzug des indischen Kastenwesens entgegen.

Einen zweiten finden wir in der Abgeschlossenheit der einzelnen Kasten gegen einander. Der Hindu, welcher sich streng an seine Überlieferungen hält, darf nicht nur nicht mit dem Europäer aus dem nämlichen Gefäße trinken oder mit ihm am nämlichen Tische essen, es ist auch jedem Mitglied einer Kaste verboten, mit irgend einem Gliede einer niederen Kaste in nähere Berührung zu treten, geschweige eine eheliche Verbindung mit demselben einzugehen. So bildet jede Kaste für sich ein abgeschlossenes Ganzes, in welchem sich die nämliche Beschäftigung von Vater auf Sohn forterbt und welches im bürgerlichen wie im religiösen Leben mit der andern neben ihm bestehenden Gruppe möglichst wenig Berührung zu haben strebt.

Den ersten Ursprung des Kastenwesens haben wir wohl in der Stammverschiedenheit der Bewohner Indiens zu suchen. Ein Theil der heutigen Indier ist arischen Stammes und hatte seine Ursitze im Hochlande Persiens. Wie von dort aus die ebenfalls arischen Germanen gegen Norden zogen, sich neue Wohnsitze zu suchen, so zogen die arischen Inder gegen Süden und eroberten von Kabul aus den nördlichen Theil Indiens, in welchem sie schon andere Völkerschaften vorfanden. Diese neuankommenden Eroberer von weißer Hautfarbe unterjochten theils die älteren Volksstämme, welche von dunkler Hautfarbe waren, theils drängten sie dieselben aus den Ebenen auf die Hochplateaux hinauf und von Norden nach dem Süden hinab; indessen folgten ihnen auch hierhin die Eindringlinge, um sich die letzten freien Reste der Ureinwohner dienstbar zu machen. So fanden sich in Indien zwei Volksstämme gegenüber: ein arischer, weißer, als herrschender, ein drawidischer, dunkler, als unterjochter. Anfangs fanden noch Verbindungen der Einwanderer mit den Ureinwohnern statt, bald aber fand der arische Stolz diese Ehen seiner Adelswürde unangemessen; der Unterschied zwischen Siegern und Besiegten, Herren und Sklaven sollte ungetrübt erhalten werden; daher bildete sich im Laufe der Zeit eine strenge Gesetzgebung aus, welche eine fast vollständige Trennung namentlich in Bezug auf die Ehe zwischen den beiden Stämmen festsetzte. Die Trennung in Bezug auf die Beschäftigung war schon von selbst gegeben, da die Sieger eben als Gebieter nicht nur über das Land, sondern auch über dessen erste Besitzer verfügten. Hier hätten wir also die Grundbedingungen zur Entwicklung des Kastenwesens: auf der einen Seite arische Eroberer, die wohl ursprünglich aus zwei nahe verwandten, vielleicht auch zu verschiedenen Zeiten eingedrungenen Stämmen bestanden, dem priesterlichen Stamme der Brahminen und dem kriegerischen Stamme der Kschatryas; auf der andern Seite die unterjochten Ureinwohner, die ihrerseits ebenfalls in zwei Klassen zerfallen: in die Waisyas, welche ursprünglich Ackerbauer und Handwerker waren, gegenwärtig aber den Kaufmannsstand bilden, und in die Sudras, deren höchste Pflicht es ist, den drei andern Kasten zu dienen. Nach den religiösen Vorstellungen der Hindus ist freilich der Ursprung dieser vier Kasten ein anderer; bei der Erschaffung des Menschengeschlechtes nämlich gingen die Brahminen zugleich mit den Vedas, den heiligen Büchern der Hindus, aus dem Munde Brahma's, des obersten Gottes, hervor; die Kschatryas entsprangen dem Arme, die Waisyas dem Schenkel, die Sudras aber dem Fuße Brahma's, und die Rangordnung sowie Bestimmung der einzelnen Kasten wird aus dem Ursprung erklärlich.

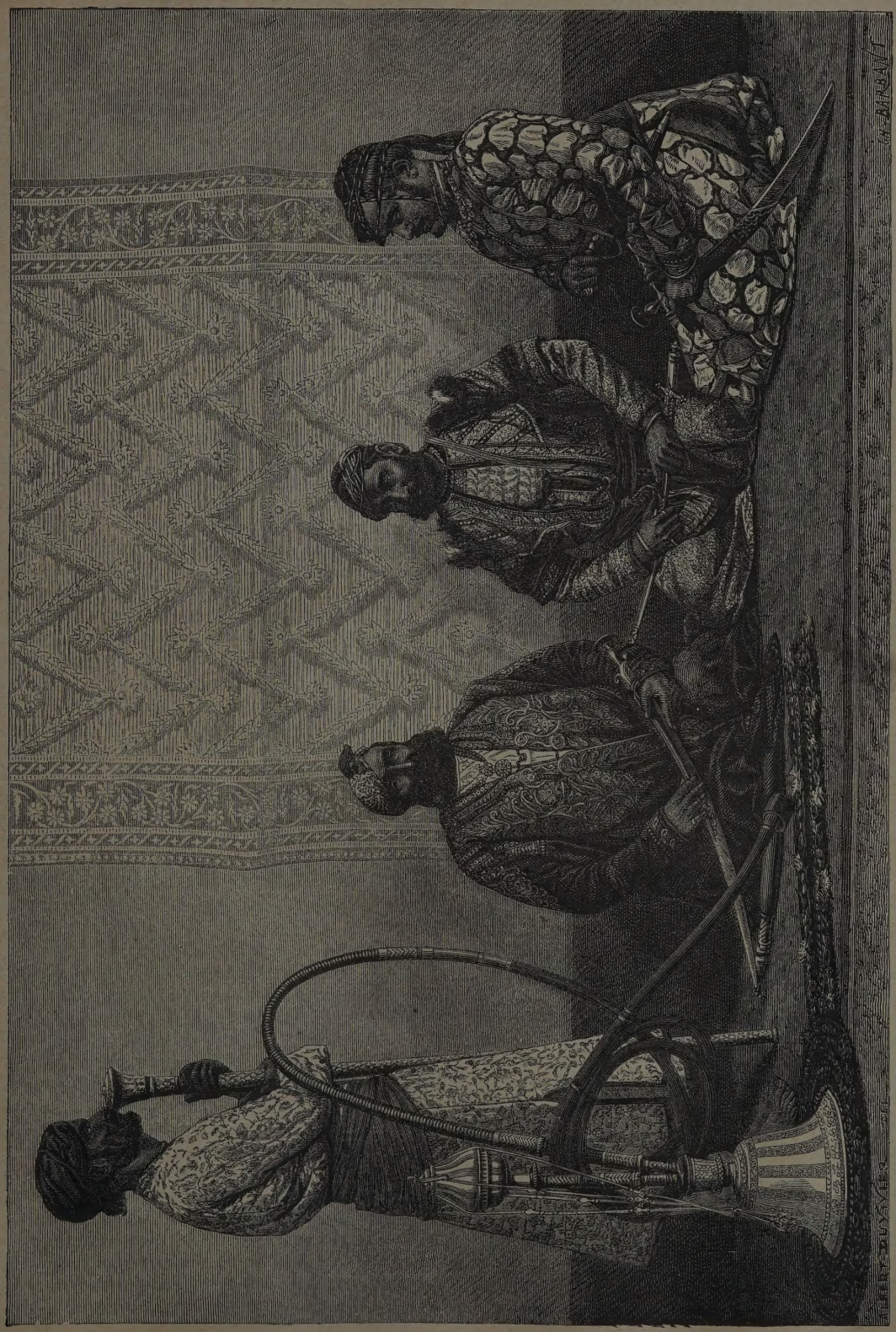
Außer diesen vier eigentlichen Kasten finden sich in Indien noch etwa 50 verschiedene kastenartige Abtheilungen, in welche, je nach ihren Beschäftigungen und wohl auch je nach ihrem Ursprung aus Mischehen, die Sudras zerfallen und welche sich ebenso streng gegen einander abschließen, als die eigentlichen Kasten es nur können. Sie alle hier aufzuzählen, würde zu nichts dienen; ihre Bedeutung für die Mission ist die nämliche wie die der vier eigentlichen Kasten, und so dürfte es nicht nöthig sein, diese Unterscheidung hier weiter durchzuführen.

Unter den Kasten nehmen die Brahminen die erste Stelle ein, sowohl weil sie Jahrhunderte lang die Herrschaft über die andern ausgeübt haben, als auch weil sie über dieselben eine unbestrittene geistige Überlegenheit besaßen. Wir wollen unsere

Leser nicht ermüden mit Stellen aus den Schriften der Hindus, welche den Brahminen über alle anderen Menschen erheben, ihm göttliche Eigenschaften, göttliche Gewalt zuschreiben und die Verletzung eines Brahminen als das höchste Verbrechen bezeichnen, sondern bemerken nur, daß die Brahminen nicht bloß ehemals den hohen Forderungen, welche sie an die andern Kasten stellten, durch körperliche und geistige Vorzüge einen gewissen Nachdruck zu geben verstanden, sondern auch heute noch in körperlicher und geistiger Beziehung vor denselben sich auszeichnen. Ein Engländer gibt uns folgende, freilich stark idealisirte Beschreibung des Brahminen: „Von schlankem Körperbau und weißlicher Gesichtsfarbe (nur die bengalischen Brahminen sind stark gebräunt), mit breiter Stirne, ausdrucksvollen Zügen, scharfen, lebhaften Augen und einem edeln, ehrfurchtgebietenden Gang, in jeder Muskel seines Antlitzes und in jeder Bewegung seines Körpers stolzes Selbstbewußtsein und die Überzeugung seiner Überlegenheit ausprägend, ist der wahre, von europäischem Einfluß noch unberührte Brahmine ein gar wunderbares Menschenbild, wie kaum ein anderes einherwandelt auf Gottes Erde." Nach indischen Begriffen ist der Brahmine bestimmt, die Vedas, d. h. die hl. Bücher der Indier, zu lesen und zu lehren, ferner zu opfern und, wenn er reich ist, Geschenke auszutheilen, wenn er aber arm ist, Almosen zu empfangen; das Priesterthum und die Gesetzgebung sind sein Vorrecht. Hierauf gestützt und mit den oben erwähnten Eigenschaften ausgestattet, konnte es ihnen nicht schwer werden, ihre bevorzugte Stellung

Bengalesische Brahminen.

im indischen Reiche zu behaupten und sogar zu erhöhen; denn der Brahmine war nicht bloß der Vermittler zwischen den Göttern und den niederen Kasten, sondern auch der Lehrer des Volkes. So wußten sie sich alle höheren Stellen in der Staatsverwaltung anzueignen, und in manchen Provinzen konnten sie sich sogar zu unabhängigen Herrschern aufwerfen. Vermöge ihrer Geschmeidigkeit verstanden sie es auch, sich in die Verhältnisse zu schicken. Als der Buddhaismus, eine Reaction gegen die herrschende Kaste zu Gunsten des gedrückten Volkes, in Indien auftrat, zeigten sich die Brahminen weniger starr und hochfahrend, führten gewisse Feste ein, an denen auch die niederen Kasten sich betheiligen durften, und suchten durch die bei denselben gestatteten Zügellosigkeiten und Ausschweifungen die Menge zu gewinnen und vom Buddhaismus fern zu halten — was ihnen denn auch großentheils gelang. In Folge dieser nämlichen schlauen Nachgiebigkeit hatten sie ebenfalls unter der einbrechenden muhammedanischen Regierung weniger zu leiden; manche brachten es bis zu den ersten Ministerposten, und für die untergeordneten Stellen, namentlich in der Finanzverwaltung, waren sie den Muhammedanern fast unentbehrlich. Die englische Regierung endlich änderte bekanntlich wenig an den Einrichtungen, die sie vorfand, nur daß sie ihren Schutz gleichmäßig auf die in Indien bestehenden Religionen ausdehnte; in der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege wurde nach den Landesgesetzen entschieden. In



Bengalesische Radschas und Semindare (Kschatryas).

der ersten Zeit schien auch die Ostindische Gesellschaft, welche Indien erworben hatte, es für gefährlich zu halten, die Eingeborenen mit europäischer Bildung bekannt zu machen. Daher wußten auch in dieser Zeit die Brahminen ihre Stellung so ziemlich zu behaupten. Allein als die englische Regierung vom Jahre 1833 an, namentlich auf Betreiben Macaulay's, englisches Schulwesen einführte und die europäische Bildung auch den Eingeborenen zugänglich machte, begann für die Brahminen eine unglückliche Zeit, und den Anfang ihres Untergangs dürfen sie kühn vom Jahre 1833 datiren. In Folge des eingeführten Schulwesens nämlich machte die Regierung den Zutritt zu den Ämtern vom Grade der erlangten Bildung und nicht von der Kaste abhängig. Die Brahminen schlossen sich nun gegen diese Bewegung ab, die sie ihrer Vorrechte zu berauben drohte. Da sie aber die Erfolglosigkeit ihres Widerstandes nicht verkennen konnten, haben sie sich größtentheils gefügt; nur eine Partei hält sich noch ferne und verabscheut ein System, welches das Kastenwesen zu zerstören droht und den Brahmanismus gänzlich untergräbt. Weil nämlich die höheren Schulen, an denen die für die Ämter nothwendigen Wissenschaften gelehrt werden, ganz in den Händen der Europäer sind und Zöglinge aller Kasten ohne Unterschied aufnehmen, sind die Hindus, welche diese Schulen besuchen, alle in der Nothwendigkeit, jenes Gesetz zu übertreten, das eine strenge Absonderung der Kasten vorschreibt und jede Berührung eines Mannes niederer Kaste als Verunreinigung verbietet. Auch sonst hat der Verkehr mit Europäern und haben europäische Einrichtungen manches Stück alter Kastengesetze beinahe unmöglich gemacht; auf Eisenbahnen und Dampfschiffen kann ja von einer Trennung der Kasten nicht die Rede sein, und bei dem vielfachen Verkehr der Eingeborenen mit den englischen Beamten werden auch die Speisegesetze nicht mehr beobachtet. Allerdings suchen namentlich die Brahminen den Schein zu wahren; wenn sie sich unbeobachtet glauben, übertreten sie ohne Bedenken die Satzungen ihrer Kaste, trinken Wein, essen Fleisch, setzen sich mit Europäern ꝛc. zu Tische u. s. w. u. s. w.; sobald sie aber öffentlich auftreten, zeigen sie sich gerne als Eiferer für ihre Gesetze. Indessen haben sie dadurch in der öffentlichen Achtung nicht gewonnen, und da noch hiezu die Unsittlichkeit, Unwissenheit, Habsucht der Brahminen, welche den Tempeldienst versehen, dem Volke nicht verborgen bleiben können, ist es schon dahin gekommen, daß manchem Hindu der Name Brahmine gleichbedeutend ist mit Geizhals und Betrüger, und daß die Religionsbücher selbst, welche die Vorrechte der Brahminen betonen, als ein Gewebe von Lügen angesehen werden.

Die Kaste der Kschatryas ist gleichfalls kaukasischen Ursprungs, wie die der Brahminen. Die Könige (Radschas), die Großgrundbesitzer (Semindars) und die Krieger gehören dieser Kaste an, deren Pflicht es ist, die Brahminen zu schützen, den Staat zu regieren und für das Wohl und die Sicherheit der Unterthanen zu sorgen. Es ist ihnen auch gestattet, die Vedas zu lesen und sogar zu opfern. Früher war die ganze Staatsverwaltung in den Händen der Kschatryas; seitdem sie sich aber mit Vorliebe dem Waffenhandwerk widmeten und höhere Bildung vernachlässigten, gewannen die Brahminen ihre Stellung als Minister und Beamte der Könige. Auch heute noch übt und pflegt diese Kaste vorzüglich das Waffenhandwerk; sie bildet den Hauptbestandtheil der englisch-indischen Armee, wie sie denn auch vermöge ihrer Körperbeschaffenheit mehr als die andern Indier für den Soldatenstand geeignet scheint. Die Kschatryas sind stark gebaut und besitzen große Muskelkraft, werden aber von den Brahminen sowohl an körperlicher Gelenkigkeit als an geistiger Gewandtheit übertroffen. Mehr denn irgend eine andere Klasse haben sie unter der englischen Regierung an Ansehen und Einfluß eingebüßt. Unter der muhammedanischen Herrschaft hatten sie nicht nur Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu erproben und höhere Stellen im Heere zu erringen, sondern Akbar und seine Nachfolger benützten auch die Radschas als Minister oder höhere Staatsbeamte. Unter der friedlichen englischen Herrschaft finden sie selten Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu bewähren, und außerdem sind auch die höheren Stellen der Armee ausschließlich in den Händen der Europäer; in die Ämter der Civilverwaltung aber, für welche die Kschatryas durchgehends auch wenig Lust bezeigen, haben sich die andern Kasten eingedrängt. So bleibt den Kschatryas, namentlich den Vornehmen unter ihnen, nichts übrig als der Müßiggang mit seinen Folgen. Die Radschputen zwar, ein Stamm dieser Kaste, betreiben den Ackerbau, die Parbhus, ein anderer Stamm, eignen sich europäische Bildung an; allein die Radschas, diese kleinen, mittelbar oder unmittelbar unter England stehenden Könige und Fürsten, leben in Nichtsthun und Schwelgerei dahin. So sehr man den Unterthanen Glück wünschen darf, daß die Macht dieser Königlein beschränkt ist, so sehr muß man es bedauern, daß die Regierung keine wirksamern Mittel ergreift, diese Königlein moralisch zu heben.

Wir kommen nun zu den beiden untern Kasten, den Waisyas und Sudras, welche, wie bereits gesagt, auch die aus der Verbindung der verschiedenen Kasten entstandenen Mischkasten in sich schließen. Früher nämlich waren die Ehegesetze weniger streng; so war es namentlich dem Brahminen gestattet, neben einer ersten ihm ebenbürtigen Frau eine zweite, dritte, vierte aus der Kschatrya-, Waisya- oder Sudrakaste zu haben; die Kinder gehörten dann aber weder der Kaste des Vaters noch der der Mutter an, sondern einer Mischkaste. In späterer Zeit wurden aber die Verbindungen der Männer aus höherer Kaste mit Sudrafrauen auf's Strengste verboten, und die aus solchen Verbindungen entspringenden Kinder gehörten fortan der untersten und verachtetsten Abtheilung der Sudras an. Die Waisyas bildeten ursprünglich den Nährstand; ihre Bestimmung war, Heerden zu halten, den Acker zu bauen, Geschäfte zu treiben und Geld auf Zinsen zu leihen; im Laufe der Zeit jedoch haben sie fast ganz aufgehört, sich mit den beiden ersten Arbeiten zu befassen; sie sind gegenwärtig meistens Kauf- und Handelsleute, während die verschiedenen Handwerke sowohl als der Ackerbau sich fast ganz in den Händen der Sudras befindet. Obgleich die Waisyas mit den beiden obern Kasten das Vorrecht theilen, die Poita zu tragen (d. i. eine Schnur, die von der linken Schulter her unter dem rechten Arm durchgezogen wird) und somit nach Empfang der Poita ebenfalls als Dwiju, d. i. Zweimalgeborene, und wirkliche Glieder der Brahma-Religion gelten, so stehen sie dennoch von den Brahminen und Kschatryas schon dadurch ganz getrennt, daß es ihnen nicht gestattet ist, die Vedas selbst zu lesen. Viel tiefer allerdings stehen die Sudras, denen es nicht einmal erlaubt ist, die Vedas zu hören; noch jetzt muß ein Sudra, wenn er dorthin kommt, wo ein Brahmine einen Theil der Vedas laut hersagt, seine Ohren zuhalten und eiligst davon fliehen. Das Verhältniß, nach welchem die Indier selbst die Rangordnung der Kasten bestimmen, ersieht man am leichtesten aus den Strafen, welche für ein Vergehen gegen die reli-

giösen Satzungen festgesetzt sind; der Brahmine bedarf in diesem Falle einer Reinigung von 10, der Kschatrya von 12, der Waisya von 15, der Sudra aber von 30 Tagen. Bei den Brahminen gibt die größere oder geringere Kenntniß der Vedas den Maßstab für die höhere oder niederere Würde, bei den Kschatryas die Tapferkeit, bei den Waisyas der Reichthum, bei den Sudras das Lebensalter. Wie oben bemerkt, zerfallen die Sudras in eine ganze Menge von Unterkasten, die sich ebenso schroff gegen einander abschließen, als die höheren Kasten von den niedern. Die einflußreichsten dieser Unterkasten sind die Banihas, die es zu großem Vermögen gebracht haben, und die Kayastas, Schreiber, die besonders in Bengalen wichtige Stellungen einnehmen. Die Waisyas und Sudras haben sich am leichtesten in die englische Herrschaft gefügt und aus der neuen Lage auch die größten Vortheile gezogen, da sie von der Regierung als den andern Ständen gleichberechtigt betrachtet und behandelt werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Kastenwesen durch die neuen Zustände unter der englischen Regierung und namentlich durch den sich immer mehr verbreitenden europäischen Unterricht einen gewaltigen Stoß erhalten hat; indessen würde man sehr irren, wenn man glaubte, es werde jetzt in kurzer Zeit ganz verschwinden. Allerdings wird unter den Kaufleuten und andern mehr oder weniger gebildeten Hindus das ganze Institut als ein Hinderniß des Fortschrittes betrachtet, aber abgesehen davon, daß es auf dem Lande und in den nur mittelbar der englischen Regierung unterstehenden Reichen noch vor wie nach blüht, sind selbst unter den „Gebildeten" die Vorurtheile noch so stark, daß an ein Sterben des Kastenwesens noch nicht zu denken ist. Ein Vorfall aus neuester Zeit mag beweisen, wie tiefe Wurzeln es noch hat. Ein reicher Hindu Bombay's lud mehrere seiner Freunde, die alle der freieren, deistischen Richtung im Brahmanismus huldigen und als solche das Kastenwesen bekämpfen, zu Tische ein. Der Unterschied der Speisen, wie der Brahmanismus ihn vorschreibt, wurde streng gewahrt — aber siehe da, dem Mahle wohnte auch ein Hindu bei, der in Cambridge studirt hatte und dort Protestant geworden war. Einer der Gäste, ein gebildeter Mann, der sich an der englischen Universität von Bombay den Doctorhut erworben hat, Dr. Bhau Dadschi, wird aufmerksam gemacht, daß er mit einem Protestanten gespeist habe. Ganz betroffen eilt dieser voll Zerknirschung zum Vorsteher seiner Kaste und bekennt, was sich zugetragen. Der Kastenvorsteher legt darauf ihm und allen, die sich mit ihm gegen die Kastengesetze so schwer verfehlt haben, eine Buße auf, und diese besteht darin, daß sie als Mittel der Reinigung — Kuh-Urin trinken sollen. Der kühne Doctor unterwirft sich dieser Buße, und ebenso alle Übrigen mit Ausnahme des Gastgebers selbst und eines Gastes, der ebenfalls Doctor der Bombay-Universität ist. Ein Dritter, welcher das Sanskrit am Elphinston-Colleg, der größten protestantisch-englischen Anstalt Bombay's, lehrt, will auch anfangs sich dieser Buße entziehen; aber von seinem erbitterten Vater gezwungen, unterwirft er sich auch. Man sagt nun zwar, daß, wenn diese Herren dem Kastenvorsteher entschiedenen Widerstand geleistet hätten, mehr als 70 Familien mit ihnen von der Kaste sich losgesagt hätten, aber jedenfalls steht fest, daß die Vorurtheile sogar unter den „Gebildeten" noch sehr entschieden für das Kastenwesen sind. Daher liegt die Frage nahe, welche Stellung wohl die Mission zu den Kasten zu nehmen hat.

Während die protestantischen Sendboten das Kastenwesen als eine der widersinnigsten Erscheinungen in der Geschichte des Menschengeschlechtes betrachten, der man sobald als möglich ein Ende machen müsse, haben die katholischen Missionäre sich von jeher gehütet, das Kind mit dem Bade auszuschütten und das ganze Kastenwesen ohne Weiteres zu verdammen. In der That hat es auch, wie die meisten menschlichen Einrichtungen, seine Vortheile und seine Nachtheile. Sobald an einem Orte eine ganze Kaste sich dem Christenthum zugewendet hat, ist sie nicht nur kein Hinderniß für ein gutes christliches Leben, sondern kann zu demselben bedeutend beitragen.

„In der Kastenversammlung, Pandschat oder auch Pandsch genannt, wird einem jeden Gliede, das einen ärgerlichen Lebenswandel führt, gar schnell der Proceß gemacht. Ist Hoffnung auf Besserung vorhanden, so bezieht der Delinquent nach dem Verhör vom Kastenhäuptling direct seine körperliche Strafe. Will er sich nach öftern Strafen nicht bessern oder nicht unterwerfen, so wird er ohne Weiteres aus der Kaste ausgestoßen. Öffentliche Kirchenbußen werden gar nicht selten vom Pandsch auferlegt, und sie sind der zweckdienlichste Weg, Ärgernisse gut zu machen und zu verhüten. Allerdings muß der Pfarrer Vorsorge treffen, daß diese Gewalt nicht mißbraucht wird. ‚Oftmals sind die Strafen,' schreibt P. Bridges S. J. aus Karratschi, ‚welche der Pandschat auferlegt, zu streng. Der Priester muß interveniren und sie mäßigen. Vor ein paar Tagen z. B. sollte Einer vor der ganzen Gemeinde während der heiligen Messe mit einem massiven, acht Fuß langen Kreuz knieen und nachher mit demselben Kreuz den Stationsweg machen. Der Büßer nahm die Strafe bereitwillig an; aber der Priester ließ ihm einen Theil der Strafe nach, indem er das mächtige Kreuz mit einem kleinen, handlichen Kreuzchen vertauschte.' Neuerdings hat sich Msgr. Meurin S. J., apostolischer Vikar von Bombay, auf seinen Visitationsreisen ganz entschieden um das Kastenwesen angenommen. Im Dorfe Tomaricop versammelte er den Pandsch um sich, setzte neue Häuptlinge ein, revidirte die Kastengesetze ꝛc. Da jene Gemeinde wegen des großen Priestermangels noch keinen eigenen Pfarrer hat und wegen ihrer großen Entfernung von der nächsten Station nur selten besucht werden kann, war es um so nothwendiger, das verlassene arme Volk gegen alle Gefahren von außen durch die Kaste enge mit einander zu verbinden. Ein Christ jener Gemeinde hatte durch knechtliche Arbeit an Sonntagen großes Ärgerniß gegeben. In der Kastenversammlung klagte die Gemeinde darüber beim Bischof. Als nun der Angeklagte ein öffentliches Versprechen, in Zukunft den Sonntag heilig zu halten, nicht ablegen wollte, wurde er vom Bischof aus der Kaste ausgeschlossen. Die Kaste, wie sie unter den Christen fortbesteht, ist also nicht nur keine heidnisch-religiöse Einrichtung, nicht einmal eine rein bürgerliche, sondern sie ist unter der Pflege kluger Missionäre in manchen Gegenden zu einem christlich-religiösen Verein ausgebildet worden. Und dieß ist ein guter Schritt voran in der Christianisirung der Indier.

„Die Glieder heidnischer Kasten haben ihre äußeren Merkmale, an denen sie sich unterscheiden; bald ist es die Tracht, bald die Form und Farbe des Turbans, meistens aber die bemalte Stirn, auf welcher ein rother, gelber oder weißer Punkt, Stern, Strich, Ring ꝛc. die betreffende Kaste verräth. Bei den Christen ist dieses Letztere nach jahrelangem Bemühen der Missionäre verschwunden; nur in einzelnen Gegenden sieht man in christlichen Kirchen noch bemalte Stirnen, und dieß auch nur bei Frauen, welchen es dann mehr um die rothe Farbe, als um die Kaste zu thun ist." (Stimmen aus Maria-Laach. II. Bd. 1872. S. 243 f.)

Wenn auf diese Weise die Kaste zur Förderung der christlichen Religion beitragen kann, so ist doch auch andererseits nicht zu läugnen, daß das Kastenwesen für den einzelnen Hindu, der sich bekehren will, ein fast unüberwindliches Hinderniß ist. Durch die Bekehrung verliert er seine Stellung in

der Gesellschaft; indem er ausgestoßen wird von der Kaste, wird er zugleich auch von seiner Familie ausgeschlossen. Die eingeborenen Christen halten auch an ihrer Kaste fest und vermeiden eine Vermischung mit andern; wo soll also der bekehrte und aus seiner Kaste verstoßene Hindu Aufnahme finden? Wenn es nur die vier eigentlichen Kasten gäbe, ließe sich die Sache leichter bereinigen. So aber sind die einzelnen Kasten der Sudras verhältnißmäßig wenig zahlreich, und der Familien, denen unter einander die Heirath gestattet ist, sind in den einzelnen Dörfern meistens nicht sehr viele. Ferner ist das Kastenwesen auch sehr geeignet, Engherzigkeit, Abgeschlossenheit, Unzugänglichkeit ꝛc. zu befördern — also Eigenschaften, welche dem Christenthum geradezu entgegengesetzt sind. Doch darf man deßhalb nicht glauben, daß das Kastenwesen selbst mit dem Christenthum ganz unverträglich sei. Allerdings fällt es uns auf, wenn wir hören, daß ein christlicher Brahmine in der Kirche einen abgesonderten Platz beansprucht, zu welchem der Sudra keinen Zutritt haben soll, daß christliche Brahminen und christliche Sudras nicht am nämlichen Tische essen wollen ꝛc.: aber ist diese Trennung denn auffallender als so viele bürgerliche und conventionelle Lebensformeln und Höflichkeits-, Anstands-, Etiquettenregeln bei uns? auffallender als die Trennung, welche, wenn nicht gesetzlich, doch factisch bei uns besteht zwischen Arm und Reich? Wenn man die Schwäche und Unselbständigkeit des indischen Charakters in's Auge faßt, dann erscheint das Kastenwesen als ein, wenn nicht unentbehrliches, doch sehr nütz-

Bengalesische Handelsleute (Waisyas).

liches Mittel, dem Einzelnen einen moralischen Halt und Stützpunkt zu geben. Wenn für Jemanden, so gilt für den Hindu der Gedanke des Dichters: Kannst du selbst ein Ganzes nicht sein, so schließe als Theil dem Ganzen dich an. Der Hindu ist seinem Charakter nach ein Kind, das am Gängelbande geführt sein will und sich nur inmitten Anderer und in steter Führung wohl und sicher fühlt.

Aus diesen wenigen Bemerkungen begreift sich, wie auch bei katholischen Missionären Meinungsverschiedenheit herrschen kann in Bezug auf die Abschaffung der Kasten oder auf ihre Beibehaltung, selbstverständlich nach Abstreifung alles dessen, was specifisch Heidnisches sich in ihnen finden sollte. Je nachdem die eine oder die andere Seite besonders hervorgehoben wird, fällt auch das Urtheil verschieden aus. Wären die Kasten eine rein religiöse Einrichtung, so wären sie wohl schon längst gestürzt, aber das Kastenwesen ist ebenso verwachsen mit dem nationalen Leben und der nationalen Entwicklung, als es der Ständeunterschied bei einem abendländischen Volke nur sein kann. Der Adelsstolz in seiner unberechtigten Ausartung kann nicht ärger sein als der Stolz eines Indiers auf seine Kaste jeder niederern Kaste gegenüber. Nicht bloß verachtet der Brahmine jeden Nicht-Brahminen, sondern auch der Sudra der untersten Kaste sieht stolz auf einen Andern herab, der angeblich aus einer noch niedrigeren Kaste stammt. Auch hier trifft ein, daß der Bettler-

stolz der unerträglichste ist. Und wie verächtlich ist dem Indier erst der Europäer! Wenn sich der Hindu vor dem geistig überlegenen und energischen Fremdling auch äußerlich tief verbeugt, innerlich verachtet er ihn als einen Abkömmling roher Kannibalen, der Fleisch ißt und Wein trinkt. Der christlichen Demuth ist die schöne Aufgabe beschieden, diesen heidnischen Stolz zu brechen. Es war dem P. Nobili gelungen, die vornehmsten Brahminen zu demüthigen Christen zu machen; daß der katholischen Kirche auch die Kraft innewohnt, den Stolz der andern Kasten durch die Demuth des Kreuzes zu bekehren, beweisen die anderthalb Millionen katholischer Hindus.

Aus Minnesota.

Mitgetheilt von P. Suter S. J.

II.

Es ist schon sehr lange her, seit wir zum letzten Male zusammen eine Missionsreise unternommen haben. Manches hat sich seither geändert, besonders hat die Temperatur einen gewaltigen Sprung gemacht; damals — es war ja im Februar — reisten wir bei 26° Fahrenh. unter dem Nullpunkt (gleich — 25° R.); heute — wir sind im August — zeigt der Thermometer 100° F. (= + 30° R.); indessen wird dieser Umstand Sie wohl nicht abhalten, mich noch einmal zu begleiten. Wir können uns ja leicht kleiden; in Amerika darf auch der Missionär einen weißen Staubmantel anlegen; in der Soutane oder im langen, schwarzen Rock zeigt sich doch der Priester nicht auf der Straße. Heute wollen wir einen kleinen Ausflug in die Winnebago-Agentur machen. Eine Eisenbahn führt allerdings nicht dorthin, allein schon steht ein schwerer, mit zwei starken Pferden bespannter Farmerwagen vor der Thüre. Steigen wir auf und fahren wir ab. Die Pferde schreiten gut aus, in wenigen Stunden können wir unser Ziel erreichen.

Anfangs geht's noch durch den Wald, in dem nur hie und da eine Farm sich findet; auf einmal aber öffnet sich die Aussicht, und so weit das Auge reicht, erblickt es prächtige Weizenfelder, von einzelnen Streifen Mais durchzogen. Vor Kurzem war hier noch Alles öde Prairie, aber mit geringer Mühe wurde sie in das fruchtbarste Ackerfeld umgewandelt. Überhaupt gehört das Land hier auf der Grenze zwischen Wald und Prairie zu dem besten in den Vereinigten Staaten. Steht kein Holz im Wege, so hat man bloß den Rasen mit einem besonders hierzu construirten Pfluge umzustürzen und das erste Jahr bringt schon eine reiche Maisernte. Im zweiten Jahr wird etwas tiefer gepflügt, und das Feld ist für die Aussaat von Weizen fertig. Das Düngen kennt man bloß noch dem Namen nach von Europa her. Größere Mühe verursacht allerdings die Urbarmachung des Waldes; die Stämme und Wurzelstöcke können nur nach harter Arbeit beseitigt werden; aber der Lohn entspricht auch der Arbeit.

Indessen wir sind schon angekommen. Sehen Sie dort das Dorf und oberhalb desselben am Abhange des Hügels die Kirche und den mit einem Kreuz geschmückten Thurm? Das ist Winnebago Agency und die Kirche ist eine katholische; die Sekten haben es hier noch zu keinem Bethause gebracht. Im Dorfe wohnen neben 50 irischen und 30 deutschen katholischen Familien auch mehrere französische und mit Indianern vermischte katholische Haushaltungen. Bisher hatten sie monatlich nur einmal Gottesdienst; seitdem sie aber im vorigen Jahr ihr nettes Kirchlein erbauten, lassen sie uns keine Ruhe mehr und wollen, daß der Priester wenigstens zweimal im Monat komme; der deutsche Culturkampf wird uns wohl so viele Gehilfen schicken, daß wir dieser Bitte willfahren können.

Die Ordnung des Gottesdienstes für den Sonntag ist die nämliche wie neulich in Madelia und wie überhaupt auf allen Missionsstationen; ich halte mich daher nicht länger dabei auf; nur etwas Besonderes haben wir dieses Mal. Am Nachmittag nämlich, nach der Vesper und dem christlichen Unterricht, soll eine schöne Statue des hl. Joseph feierlich neben den Altar aufgestellt und benedicirt werden. Hören Sie, wie wir dazu gekommen sind. Dort an der Evangelienseite des Altars sehen Sie eine Statue der Himmelskönigin mit dem Jesukindlein; sie stammt aus der Mayer'schen Kunstanstalt in München, kostet 90 Dollars und ist das Geschenk eines guten deutschen Farmers. Als wir dieselbe vor einigen Monaten aufstellten, bemerkte ein irischer Farmer, an die Epistelseite gehöre nun auch die entsprechende Statue des hl. Joseph; für den Preis wolle er schon aufkommen. Die guten Leute freuen sich herzlich über diesen herrlichen Schmuck ihres Kirchleins, und während ich in einer kurzen Anrede sie hinweise auf den mächtigen Schutz der allersel. Jungfrau und des hl. Joseph, fließt manche Thräne. Ich zweifle nicht, daß gar Mancher in seinen Nöthen und Leiden hierhin kommen wird, um durch die Fürbitte Maria's und Joseph's Trost, Erleichterung und Hilfe zu finden. Kaum ist unsere kleine Feier zu Ende und der letzte Ton des „Großer Gott, wir loben Dich" verklungen, da nähert sich mir ein deutscher Farmer und meint, „die Feierlichkeit sei zwar recht schön gewesen, aber es habe doch noch etwas gefehlt." „Was denn, lieber Freund?" frage ich. „Ja schauen Sie," erwiedert er, „wir haben ja keinen sacramentalischen Segen gehabt; und da ist mir eingefallen, wir könnten keinen haben, weil die Kirche noch keine Monstranz hat. Was wird denn wohl eine Monstranz kosten?" Auf meine Antwort, daß eine für die Kirche ganz entsprechende um 50 Dollars zu beschaffen sei, fällt er sofort ein: „Die bezahle ich, aber den sacramentalischen Segen wollen wir haben." Diese kleinen Züge zeigen Ihnen, daß unseren amerikanischen Katholiken die Großmuth nicht fehlt. Man hebt so gern hervor, daß die Amerikaner nur „Geld machen" wollen, und das mag auch wahr sein für die echten Vollblut-Yankees, aber zeigen Sie mir einmal die deutschen Katholiken, welche so großmüthig für ihre Kirchen und Priester sorgen, wie unsere amerikanischen es thun, die nicht von den frommen Stiftungen ihrer Vorfahren leben, sondern Alles, Kirche, Schulen, Klöster ꝛc., selbst gründen und unterhalten und daneben noch für die confessionslosen

Staatsschulen bezahlen müssen, obgleich sie ihre Kinder nicht in dieselben schicken [1].

Ganz zum Schlusse meines Tagwerkes in der Kirche bringt man mir die während des verflossenen Monates geborenen Kinder zur Taufe. Daran ist nun gerade nichts Besonderes, das geschieht anderswo auch; auffallend ist nur, wie viele Nationen dabei vertreten sind. Heute stellt man sich mit vier Kindern in einer Reihe auf; ich fange an der äußersten Linken an und frage nach dem Namen; das erste Kind ist englischer, das zweite französischer, das dritte deutscher und endlich das vierte gar indianischer Abkunft. Merkwürdig! Das englische, französische und deutsche schreien so einmüthig zusammen, als redeten sie eine Sprache und gehörten zur nämlichen Nation; das indianische aber hält sich mäuschenstill und blickt so verlegen um sich, als merke es schon, daß es unter so gebildeten Nationen nicht mitsprechen dürfe.

Die Nacht bricht schon herein, als wir zu unserm Gastgeber, einem biedern Bayern, zurückkehren; allein unsere Arbeit ist noch nicht fertig. Schon wartet ein Halbindianer mit seinem Wagen auf uns; seine Frau, eine Vollblut-Indianerin, ist wegen Unwohlseins zu Hause geblieben, möchte aber auch beichten; sie versteht jedoch nur die Sprache ihres Stammes, der Winnebagos. Man sollte hier wirklich die Sprachengabe besitzen, oder wenigstens Zeit und Geduld haben, um möglichst viele Sprachen zu lernen. Nun, fahren wir nur mit; wenn wir auch Beide das Winnebago-Indianisch nicht verstehen, werden wir dennoch schon fertig werden; nöthigenfalls wird der Mann den Dolmetscher spielen. Unterwegs unterhält unser Kutscher uns von den alten Zeiten, als dieser ganze Strich noch eine Reservation der Indianer war. Sein Vater war ein Franzose, seine Mutter eine Indianerin; er spricht neben dem Winnebago-Dialekt geläufig französisch, englisch und sogar etwas deutsch und war 20 Jahre lang Dolmetscher bei den Regierungsagenten in der Winnebago-Reservation. „Im Jahre 1853," so erzählte er, „wurde unser Winnebago-Stamm aus dem Norden hierher versetzt; wir waren etwa 2500 Köpfe stark und erhielten von der Regierung dieses Gebiet, 16 engl. Meilen im Quadrat, als Reservation angewiesen. Die meisten Winnebagos waren katholisch, und ein italienischer Priester begleitete uns. Dort drüben auf den Hügel bauten wir eine Blockkirche; es war die erste katholische im südlichen Minnesota, und" — fügte er mit einem gewissen Selbstgefühl hinzu — „die ersten Einwanderer von Mankato und der Umgegend kamen Sonntags in unsere Kirche zur heil. Messe. Daneben bauten wir ein Schulhaus mit zwei Schulzimmern; die Schwestern vom hl. Joseph, die im Norden schon bei uns gewesen waren, unterrichteten auch hier unsere Kinder. Wir kauften dem Priester, was er für die Kirche brauchte, und bezahlten seine Kost; das war Alles, was er erhielt; die Regierung gab ihm nichts. Dagegen waren auch zwei protestantische Prediger hier, die zwar keine Kirche hatten und sich um die Indianer nicht kümmerten, aber dennoch jeder 60 Dollars monatlich erhielten." Auf meine Frage, woher das denn komme, antwortete er: „Die Regierungsagenten waren selbst protestantisch und unterstützen eben ihre Religionsgenossen. Als die benachbarten Sioux im Jahre 1862 die Weißen niedermetzelten, wollten sie auch die Winnebagos zur Empörung reizen; aber diese blieben ruhig, denn sie waren katholisch. Dennoch wurden sie im folgenden Jahre von hier vertrieben und erhielten eine Reservation in Nebraska angewiesen. Dort stehen sie nun unter den Quäkern, unter deren Händen die Regierungsunterstützung gar erbärmlich zusammengeschrumpft ist. Anstatt der 60 Dollars, die jeder Indianer hier erhielt, geben ihnen die Prediger dort nur mehr fünf, und dabei gehen sie noch darauf aus, den Indianern ihren katholischen Glauben zu rauben." In der That ist der Winnebago-Stamm gegenwärtig auch der protestantischen Proselytenmacherei verfallen, Dank der vom Präsidenten Grant gegen alles Recht eingeführten Verwaltung der Indianer-Reservationen [1].

Während wir uns so von unserm Halbindianer unterhalten lassen, schallt uns plötzlich durch die Nacht ein vierstimmiges Ave Maris Stella mit Melodeon-Begleitung entgegen. „Da ist mein Haus!" ruft er. „Wer singt denn da?" „Das sind meine Kinder," lautet die Antwort. So? Also ganz wild ist es hier nicht, und scalpirt wird man auch nicht gerade, wenn man nach Minnesota geht, wie man sich das wohl zuweilen in Deutschland noch vorstellt. Das Haus unseres Halbindianers mit seiner Einrichtung darf es mit bessern Bauernhäusern in Deutschland kühn aufnehmen. Wir treten ein und werden von den Töchtern des Hausherrn, die alle modern gekleidet sind, zur kranken Mutter geführt; diese hat ihr altes Indianerkostüm beibehalten; sie sitzt da in die unvermeidliche Wolldecke gehüllt, unter der sich ein enges Kattunkleid bis auf den Boden fortsetzt. Sie sucht ihre Freude über unsere Ankunft durch einen Schwall von indianischen Worten zu bezeugen; da sie aber merkt, daß wir dafür etwas harthörig sind, hilft sie mit allen Muskeln ihres Gesichtes sowie mit Händen und Füßen nach. Bald kommen noch andere Indianer heran und geben uns freundlich die Hand. Es sind Stammes-, theils auch Blutsverwandte der Squaw (Frau) des Hauses. Sie sind von Nebraska 250 (engl.) Meilen weit hergekommen, um ihre alten Freunde und Verwandte zu besuchen. Welche riesige, muskulöse Gestalten und doch welche Kindlichkeit und Einfachheit! Eine Squaw bat mich um einen Rosenkranz; vor zwei Jahren hat sie schon einen von einem Missionär erhalten und, obgleich noch nicht getauft, denselben schon ganz abgenützt. Ich gab ihnen auch Bildchen, ließ ihnen aber die Wahl zwischen recht bunten Holzschnitten und Düsseldorfer Stahlstichen; alle wählten von den ersteren. Die Düsseldorfer Akademie braucht noch keine Filiale unter den Minnesota-Indianern zu gründen. Die guten

[1] Eine kleine Zwischenbemerkung, mein lieber Mitbruder, müssen Sie mir schon gestatten. Daß Sie die amerikanischen Katholiken eifrig vertheidigen und deren lobenswerthe Eigenschaften zur Nachahmung empfehlen, ist nicht mehr als billig. Allein über Ihre neuen Landsleute scheinen Sie Ihre alten ein bischen vergessen zu haben. Wenn Sie noch in Deutschland oder der Schweiz wären, hätten Sie gegenwärtig Gelegenheit genug, Katholiken zu sehen, welche, „von den frommen Stiftungen ihrer Vorfahren" ausgeschlossen, nicht nur für ihren eigenen Gottesdienst sorgen, sondern daneben auch noch die äußern Missionen reichlich bedenken. In dieser letzten Beziehung dürften aber wohl bei Ihren amerikanischen Katholiken noch einige Fortschritte möglich sein. Nichts für ungut! R. C.

[1] Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier eingehend die wirklich himmelschreiende Behandlung der armen Indianer von Seiten der methodistischen und andern protestantischen Agenten Grants schildern; in einer der nächsten Nummern denken wir ausführlich auf die Indianerfrage Nord-Amerika's zurückzukommen.

Leute sind so dankbar für die kleinen Geschenke, die wir ihnen machen, und für die kleinen Gefälligkeiten, die wir ihnen erweisen! Was ließe sich nicht aus ihnen machen, könnte man sie nur fernhalten von dem verderblichen Beispiel der Weißen! Doch zu lange dürfen wir nicht weilen; ein anderes Mal wird sich wohl die Gelegenheit bieten, nähere Bekanntschaft mit den Indianern zu machen. Wir beendigen daher die Arbeit, die uns hierher geführt, hören die Beichte der guten Squaw und machen uns wieder auf den Weg; das Haus ist zu klein, als daß wir noch Platz fänden, da die vielen als Gäste anwesenden Indianer nicht nur jeden Winkel füllen, sondern auch noch vor dem Hause ein Zelt haben aufschlagen müssen, das allerdings nur aus einem über vier Pfähle gespannten Tuche besteht, ihnen aber als Küche, Wohn- und Schlafzimmer dient.

Wenn Sie auf diesem Ausflug recht glückliche Ansiedler angetroffen und auch wohl Lust gefühlt haben, sich in Minnesota als Farmer niederzulassen, so würde Ihnen vielleicht diese Lust vergangen sein, wenn Sie mich nach einer andern meiner gewöhnlichen Stationen, nach St. James, begleitet hätten; es ist das die Gegend, welche zwei Jahre nach einander von den Heuschrecken heimgesucht wurde. Dieses Jahr hatte man die besten Hoffnungen; noch vor 14 Tagen war ich hier, da sprachen die Farmer mit Begeisterung von ihren herrlichen Saatfeldern, aber jetzt? Wir fahren mit der Eisenbahn über Prairieland; plötzlich hält der Zug mitten im Feld; was ist los? Wir öffnen das Waggonfenster, hu! welch ein Schwarm! Alles wimmelt von kleinen schwarzen Insekten; das sind die Culturkämpfer Minnesota's, die Heuschrecken, welche alle und jede Cultur, die Frucht des Schweißes des fleißigen Landmanns, zerstören. Die Lokomotive hat so viele zerquetscht, daß die Räder schleifen und man die Schienen mit Sand bestreuen muß, damit die Räder wieder fassen. Auf beiden Seiten ist das ganze Weizenfeld von diesen Unholden bedeckt, und die Halme beugen sich unter ihrer Last zur Erde. Und was thun die Farmer? Zuerst haben sie durch das Schwingen großer Tücher, durch Rauch ꝛc. die Feinde zu verscheuchen gesucht; vergebens! Flogen die Thiere an einem Punkte auf, so war es nur, um sich dicht daneben wieder hinzusetzen und die Bewegung hatte ihre Freßlust verschärft; entmuthigt schauen jetzt die Farmer thatlos zu, wie ihre Felder verwüstet werden; zum dritten Male sind ihre Hoffnungen vernichtet. Sie können daher wohl denken, daß in diesen Strichen Minnesota's (nicht ganz Minnesota, sondern nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil leidet unter dieser Plage) die Heuschreckenfrage eine große Rolle spielt; der gewöhnliche Gruß „Guten Tag" ꝛc. ist fast aus dem Verkehr verschwunden, man begrüßt sich nur noch mit den Worten: „Hast du auch Grashoppers (Heuschrecken)?" Kommen Sie mit mir zur Kirche von St. James. Die Gemeinde zählt etwa 50 deutsche und 20 irische Familien; die Kirche ist nur erst ein armseliger Bretterverschlag; die Heuschrecken haben bis jetzt einen Neubau verhindert. Noch vor 14 Tagen, als die Ernte so schön stand, war fest beschlossen worden, gleich nach der Ernte ein hübsches Kirchlein zu bauen; für dieses Jahr aber müssen wir wieder darauf verzichten, die Leute müssen ja zunächst für ihr Leben sorgen. Was sie am meisten entmuthigt, ist der Umstand, daß die Heuschrecken jetzt hier ihre Eier abgelegt haben und also für's nächste Jahr die nämliche Plage zum vierten Mal droht. Was Wunder, wenn wir heute in der Kirche nur niedergeschlagene Gesichter sehen! Allein sie sind für höheren Trost empfänglich, und während ich ihnen vom Nutzen der irdischen Leiden für das ewige Heil spreche, verziehen sich die Wolken von ihrem Gesichte und neuer Muth kehrt mit dem Gottvertrauen in ihre Herzen ein.

Doch lassen Sie mich diesen Brief nicht mit dieser traurigen Nachricht schließen; lieber will ich Ihnen noch die freudige Nachricht mittheilen, daß Ihr deutscher Culturkampf unserm lieben Minnesota zum Segen gereicht. Bereits drei Gemeinden Minnesota's haben vertriebene Schwestern der christlichen Liebe von Paderborn erhalten; unter diesen hat sogar New-Ulm, in dessen Grundgesetz es doch heißt, daß kein „Pfaff" sich in ihm niederlassen dürfe, die guten Schwestern freundlich aufgenommen und schickt seine Kinder in ihre Schulen. Dann sind in letzterer Zeit auch vertriebene Franziskaner aus Westfalen nach Minnesota gekommen. Wie Sie wohl vernommen haben, trafen am 3. Juli 85 und am 24. Juli noch 23 dieser vertriebenen Ordensleute in Teutopolis (Illin.) ein. Auf dem Dampfschiff war man schon sehr zuvorkommend gegen sie gewesen, und die Direction der Eriebahn hatte für sie nicht nur die Preise auf ein Minimum reducirt, sondern ihnen auch einen eigenen Waggon gegeben und sie von einem speciellen Agenten bis zu ihrem Bestimmungsort begleiten lassen; wie die Katholiken der Vereinigten Staaten sie demnach empfingen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sogleich bewarb man sich von verschiedenen Seiten um sie; bis jetzt scheint es aber nur den Bischöfen von Chicago, Vincennes und St. Paul gelungen zu sein, einige dieser trefflichen Ordensmänner für ihre Diöcesen zu erlangen. Der Bischof von Chicago überwies ihnen die große St. Peterskirche, meines Wissens die zahlreichste deutsche Gemeinde der Stadt; der Bischof von Vincennes übergab ihnen die neue bischöfliche Residenz und Kathedrale in Indianopolis, der Hauptstadt von Indiana; unser hochwürdigster Bischof von St. Paul, Minn., endlich überwies ihnen Jordan Minn. und Umgegend, so daß sie dort sieben Gemeinden zu pastoriren haben. Möge der Herr ihre Arbeiten segnen! Haben Sie aber in Deutschland noch mehr solcher Staatsfeinde, mögen sie nur hierher kommen; hier gibt's noch Arbeit für viele.

Ein chinesischer Aufruf gegen die Christen.

Als wir im Januar 1874 die grausame Ermordung der barmherzigen Schwestern und der beiden Lazaristenmissionäre von Tientsin erzählten (1874. S. 7—14), machten wir aufmerksam, wie die Chinesen sich der Carricatur zu bedienen wissen, um die Menge aufzureizen. Wir theilten damals die Abbildung eines Fächers mit (1874. S. 13), welcher in einer Zeichnung die für die Chinesen sehr verständliche Aufforderung enthielt, das Blutbad von Tientsin nachzuahmen, die Mandarine würden ruhig zusehen. Ein ähnlicher Brandbrief wird uns nebst einer Übersetzung aus der Provinz Sutschuen zugesendet.

膺戎圖

通啟士農工商協力復讎降伏妖氛消劫運

更冀滿漢文武和衷濟美掃除邪教保清朝

剛直鮑大臣

股肱李鴻宇大臣

忠義田心恕大臣

鮑大人判云

罵声西洋這狗官。遍傳夷教滅聖賢。汚辱孔聖惡已極。歷代未曾讀書篇。上天不容地不載。打入阿鼻億萬年。妖言惑眾應割舌。奸詐百出托心肝。莫謂我朝皆懦弱。本堂性剛刑森嚴。死有餘辜何足惜。尸拋曠野任犬餐。

李宰蒲判云

開言怒罵二蠻王。敢來大國乱綱常。尔輩原屬犬馬類。耶蘇老蠻留餘殃。劝善為名賄奸党。豈能蒙蔽我忠良。以下犯上該萬死。陰謀詭詐惱上蒼。今朝落在我的手。蠻子蠻孫刀下亡。從此滅盡天誅教。去邪歸正降吉祥。

田大人判云

大罵男女不是人。為何甘願變畜牲。前身定是西洋種。初入中華變人形。忽被蠻風相感觸。依舊現出尔元神。不敬天地滅宗祖。妻女供献任宣淫。如此狐羣狗党輩。生出龜兒是蠻根。披毛戴角分內事。欲逃物類萬不能。

傳教死成

大咲国蠻王

夫誅教主

臭名耶蘇

十字架上乱前嗚呼

大法国蠻王

奉教男女

奉教人之子

隱此圖者罪同奉教人

鄉此圖者務當眼處

Ein chinesischer Aufruf zur Christenverfolgung.

Aufruf an die Männer von Herz.

Kehren wir zur alten Glückseligkeit zurück. Magistrats- und Militärpersonen, vereinigt eure Kräfte, um die falsche Religion zu vertilgen und die Dynastie der Tsin zu retten.

Der getreue und gerechte Grossmandarin Tien-sin-tschu.	**Der Träger des Reiches** (Beine und Arme des Reiches) **Grossmandarin Ly-hong-tschang.**	**Der tapfere und billige Grossmandarin Pao-Tschao.**
(Porträt Tien-sin-tschu's und seines Dieners. Tien-sin-tschu ist der Name des Mandarins, welcher im Jahre 1862 den Missionär Neel enthaupten ließ.)	(Porträt Ly-hong-tschang's und seines Fächerträgers. Ly-hong-tschang ist der erste Minister des Reiches.)	(Porträt Pao-Tschao's und seines Adjutanten. Pao-Tschao ist ein General, der seine Lorbeeren in der Verfolgung der Christen erworben hat.)
Worte Tien-sin-tschu's.	**Worte Ly-hong-tschang's.**	**Worte Pao-Tschao's.**
Tausendmal verflucht seien dieser Mann und dieses Weib, die nicht würdig sind, dem Menschengeschlechte anzugehören. Warum wollen sie sich so in Thiere verwandeln? Der Vordertheil ihres Körpers ist von europäischer Abstammung und bei ihrem Eintritte in das Reich hat er Menschengestalt angenommen; aber sobald die Heimathluft sie berührt, kehren ihre ersten Züge bald wieder zurück. Sie beten weder Himmel noch Erde an und halten das Andenken an ihre Vorfahren nicht heilig. Ihre Frauen und Töchter gehören dem Ersten Besten und deshalb haben diese unreinen Dämonen, würdige Nebenbuhler der Hunde, nur Bastarde barbarischer Rasse zu Kindern. Man erkennt sie an ihrer Haut, ihrem Haar und ihrem Horn, und wenn sie auch wollten, könnten sie doch niemals das Thier ablegen, um dem Menschengeschlecht anzugehören.	Ich öffne den Mund in meinem Zorn, um euch zu verfluchen, ihr beiden Barbarenkönige. Wenn ihr es waget, kommet noch einmal, die Ordnung des grossen Reiches zu stören, Pferde- und Hundsgesindel! Jesus, der alte Barbar, ist die Ursache alles Unglückes. Unter dem Vorwande, zum Guten zu ermahnen, zerstört er die Ordnung und verdirbt er die Herzen. Aber mir wird er mein Gewissen und meine Treue nicht rauben. Verbrecher vom Fuss bis zum Scheitel, verdient er tausendmal den Tod; heimliche Nachstellung, Heuchelei, Hass der Auctorität, das sind seine Lieblingsträume. Jetzt, wo die Gewalt in meiner Hand ist, fallet und sterbet unter dem Schwerte, Söhne und Enkel der Barbaren. Möge die christliche Religion untergehen! Lassen wir die Lüge, folgen wir der Wahrheit und wir werden glücklich sein.	Verflucht seien diese Europäer, diese Hunde von Missionären oder diese Regierer von Hunden, welche kommen, eine barbarische Religion zu predigen und die heilige Weisheit zu zerstören, welche den hehren Confucius entehren und verleumden, obgleich sie nicht die erste Seite eines Buches studirt haben. Der Himmel kann sie nicht mehr dulden und die Erde mag sie nicht mehr tragen. Schlagen wir sie, schicken wir sie in die Tiefe der Hölle, um ewig nachzudenken! Schneide man ihnen die Zunge aus, weil sie die Menge durch ihre Lügen verführen, und weil ihre Heuchelei tausend Mittel hat, die Herzen auszureissen. Mögen sie nur nicht meinen, dass mein Königshaus schwach und furchtsam sei; ich, Tsio (General), habe Kraft und Muth; die Strafen, die ich auferlege, sind schrecklich. Der Tod reicht nicht hin, ihre Verbrechen zu bestrafen; wer kann dieselben hinreichend beseufzen? Werfen wir ihre Leichen in die Wüste, damit sie den Hunden zum Frasse dienen.

Einladung an die Gelehrten, Ackersleute, Handwerker, Kaufleute, ihre Kräfte zu vereinigen, um das Ungeheuer zu ersticken und seinen Räubereien zuvorzukommen.

Die Carricatur stellt, wie die beiden kleinen Überschriften sagen, die christliche Familie dar. Die Überschrift links lautet: Männlicher und weiblicher Christ. Die Ueberschrift rechts: Christenkind. Die obenstehenden Worte Tien-sin-tschu's beziehen sich auf die Christen im Allgemeinen, ebenso wie diese Carricatur. Der Christ ist in eine Ochsenhaut, die Christin in eine Hundehaut gesteckt, das Kind trägt als Bastard die Schale einer Schildkröte; auf diese Weise soll der thierische Charakter der Christen ausgedrückt werden.	Die Bedeutung der mittleren Carricatur, an sich schon klar, wird noch klarer durch die Inschriften. Die in der Mitte lautet: Der Herr der Religion des verabscheuten Namens Jesus ist am Kreuz von Pfeilen durchbohrt. Die Inschrift links lautet: Barbarenkönig Frankreichs, die rechts: Barbarenkönig Englands. Die beiden Könige sind an den Händen gefesselt, um ihre Ohnmacht auszudrücken.	Die Carricatur ist wiederum klar, und die Inschrift hilft nach: „Die den Missionären bestimmte Todesart.“ Der Missionär, nackt an die Säule gebunden, wird gemartert. Der Henker schneidet ihm die Zunge aus und Hunde kommen, sein Blut zu lecken. Die Worte Pao-Tschao's gehen also zunächst die Missionäre an.	Jeder, der das Blatt erhält, muss es auf den öffentlichen Platz anheften.

Diejenigen, welche dieses Urtheil aufbewahren, ohne es zu verkünden, sind ebenso schuldig wie die Christen.

Ein chinesischer Aufruf zur Christenverfolgung (Übersetzung).

Zum näheren Verständniß einige Bemerkungen.

Am 4. September 1873 waren in der Provinz Sutschuen zwei katholische Missionäre, ein Franzose P. Johannes Hue, aus der Pariser Congregation der auswärtigen Missionen, und ein Chinese, P. Michael Thay, ermordet worden[1]. Es unterlag keinem Zweifel, daß die Mandarine dabei ihre Hand im Spiel gehabt hatten und daher forderte die französische Regierung durch ihren Gesandten in Peking wegen dieser groben Verletzung der bestehenden Verträge Genugthuung. Nach langen Verhandlungen wurde bestimmt, der französische Gesandtschafts-Sekretär, Herr v. Roquette, solle selbst sich nach Sutschuen begeben, um an Ort und Stelle mit den dortigen Behörden über die zu leistende Genugthuung ein Übereinkommen zu treffen. Gegen Ende November 1874 reiste Herr v. Roquette von Peking ab, gelangte aber erst am 2. März 1875 nach Tschon-kin, der Hauptstadt des östlichen Bezirkes, in welchem die beiden Missionäre ermordet worden waren. Zwei vom Vicekönig von Sutschuen bestimmte Commissäre waren bereits anwesend. Vom 2. März bis zum 4. April dauerten die Unterhandlungen, ohne daß man zu einem Resultat gekommen wäre. Die echt chinesische Politik, durch hunderterlei Chikanen und Nergeleien die Geduld der Europäer zu ermüden, wurde auch hier angewendet; man wollte die Unschuld des Mandarins von Kienkjang an jenem Morde anerkennen lassen, obgleich die sonnenklarsten Beweise vorlagen, daß er der Hauptanstifter gewesen war. Die chinesischen Commissarien wurden noch übermüthiger, als die Nachricht des Todes des Kaisers von China eintraf und sie nun durch Gerüchte von bevorstehenden Unruhen u. s. w. den französischen Gesandtschafts-Sekretär zu erschrecken versuchten. Allein Herr v. Roquette war lange genug in China gewesen, um sich weder durch die Chikanen noch durch die Schreckbilder der Mandarine zu übereiltem Nachgeben bewegen zu lassen. Er erklärte am 5. April den beiden Commissarien, er werde nicht mehr mit ihnen unterhandeln; obgleich er schon durch die langwierige Reise von Peking nach Tschonkin ermüdet sei, wolle er dennoch die dreißigtägige Fahrt den Jang-tse-kjang und Tschung-kjang hinauf nicht scheuen, um in der Provinzialhauptstadt Tschentu direct mit dem Vicekönig zu unterhandeln. Vergebens suchten ihn die beiden Commissarien von diesem Entschlusse abzubringen; am 6. April trat Herr v. Roquette seine Reise nach Tschentu an. Es war dieses ein harter Schlag für die Chinesen; zum ersten Male drang ein Europäer in officieller Sendung bis in diese weit entlegene Provinz vor, um direct mit ihren Behörden zu verhandeln; kein Wunder, daß sich der Stolz der Chinesen tief verletzt fand und ihre Wuth keine Grenzen kannte. Kaum war Herr v. Roquette in Tschentu angekommen, als auch schon in der ganzen Stadt ein Aufruf gegen die Barbaren angeschlagen war. Vergebens ließ der Vicekönig denselben abreißen; sofort wurde er ersetzt durch den Aufruf und die Carricatur, welche wir mittheilen, und so oft dieser auch abgerissen werden mochte, immer fanden sich wieder Hände, ihn auf's Neue anzuheften.

Als nun auch noch die Kunde von der in der Provinz Jünnan erfolgten Ermordung des englischen Reisenden Margary anlangte, kannte die Wuth der Chinesen keine Grenzen mehr. Allein Herr v. Roquette ließ sich nicht einschüchtern und drohte mit der Rückkehr nach Peking, wofern man nicht auf seine Vorschläge eingehe. Der Vicekönig und die andern Obermandarine, wohl wissend, daß das Reich in einem Kriege gegen die Franzosen und Engländer nicht bestehen könne und daß Herr v. Roquette Material genug gesammelt habe, um alle Mandarine der Provinz als Verletzer der Verträge in Peking überführen zu können, gaben endlich nach, und um die Mitte Mai wurde ein Uebereinkommen folgenden Inhaltes getroffen: 1) Der Mandarin Kui von Kienkjang, welcher die Ermordung der beiden Missionäre zugelassen, habe zwar den Tod verdient, solle aber auf die Fürsprache des Msgr. Desflèches, ap. Vikars von Ost-Sutschuen, insofern begnadigt werden, als er bloß seiner Ämter und Würden verlustig und unfähig erklärt werde, ein öffentliches Amt zu bekleiden. 2) Zwei Vornehme von Kienkjang, Ly-iuen-tschu und Tschan-wan-sien, hätten als Anstifter auch den Tod verdient, werden aber zu lebenslänglicher Verbannung begnadigt. 3) Die vier eigentlichen Mörder jedoch sollten mit dem Tode bestraft werden. 4) Endlich wurde dem Msgr. Desflèches, als dem Vertreter des Vikariates, eine Entschädigungssumme von 40,000 Taëls (1 Taël ist etwas mehr als 6 Mark, also gegen 250,000 Mark) bewilligt.

Zur nämlichen Zeit, wo jener Aufruf in Tschentu veröffentlicht wurde, erschien er auch in den andern Städten der großen Provinz; umsonst wendeten sich die Missionäre und die Christen an die Mandarine, damit diese bezeugten, die auf demselben stehenden Worte rührten nicht von den drei Großmandarinen her, denen sie auf dem Plakate zugeschrieben wurden. Wenn auch die Mandarine auf die Bitten der Christen eingingen und die Anschlagszettel abreißen ließen, wurden sie immer wieder auf's Neue angeheftet. An einzelnen Orten suchten sich die Christen selbst Recht zu verschaffen, aber der Aufregung der Heiden gegenüber gelang es ihnen nicht. Wir lesen darüber in einem Briefe des Herrn Bompas, Missionärs in West-Sutschuen:

„Dieser Tage erfuhr ich, daß man ein Exemplar dieses Aufrufes in Hui-long-tschang, einem drei Stunden von meiner Station Juntschan entfernten Dorfe, angeschlagen habe; ich gab daher einem meiner Christen, einem Arzte Namens Luy, den Auftrag, ihn abzureißen. Am 22. Mai, als in jenem Dorfe gerade Markttag war, ging er bei hellem Tage vor allen Leuten hin, um meinen Auftrag auszuführen. Kaum hatte er aber das Placat heruntergerissen, als er von einem herkulischen Schmied bei der Kehle gefaßt wird. „Mit welchem Rechte wagst du dieß von drei Großmandarinen erlassene Decret abzureißen?" „Dieses Placat," erwiederte Luy kaltblütig, „ist kein Decret der Großmandarine, wie du glaubst, sondern ein gemeines Schriftstück aus einer Presse von Tsin-lien-kago. Es beschimpft den Gott, den ich anbete, beleidigt unsere Priester und stachelt den Haß gegen die Christen an; deßhalb ist es meine Pflicht, dasselbe zu vernichten." „So," ruft der Schmied, „du bist auch einer von diesen Bastarden der Europäer, du gehörst auch zu dem Rebellenchef Penseto (Pen ist der chinesische Name des Missionärs Herrn Bompas); du bist also Christ, wir wollen dich zu deinem Jesus führen." Und mit diesen Worten schlägt er ihn zu Boden und tritt ihn mit Füßen. Sofort stürzt auch die von ein paar Ortsvorstehern und einigen Bonzen aufgestachelte Menge über ihn her; der Eine gibt ihm eine Ohrfeige, ein Anderer Fußtritte, ein Dritter Faustschläge; man reißt ihn bei den Haaren, speit ihm in's Gesicht, bewirft ihn mit Straßenkoth; ja man brennt ihm sogar die Augenbrauen ab und zwickt ihn mit Zangen. In wenigen Minuten ist sein ganzer Körper mit Blut und Wunden bedeckt. Der Bekenner wiederholte ohne Unterlaß die heiligen Namen Jesus, Maria, Joseph, aber gerade diese Namen reizen die Heiden zu neuer Wuth; man wollte ihn schließlich in's Wasser werfen, allein die beiden Ortsvorsteher, welche fürchteten, es

[1] Wir haben über den Heldentod dieser beiden Missionäre seiner Zeit ausführlich berichtet. 1874. S. 17, 36, 103.

könne die Ermordung des Christen ihnen Ungelegenheiten verursachen, widersetzten sich diesem Plane. Ein Christ, welcher zufällig in Hui-long-tschang anwesend war, und einige mitleidige Heiden nahmen sich dann des Unglücklichen an und brachten ihn zu mir. Glücklicherweise ist keine Wunde tödtlich und ich hoffe, meinen muthigen Arzt bald wieder hergestellt zu sehen. Ich habe beim Mandarin von Juntschan Klage erhoben, die gut aufgenommen wurde, aber welchen Erfolg sie haben wird, weiß ich noch nicht."

Ueber den Aufruf selbst brauchen wir nichts hinzuzufügen, da die Uebersetzung ihn hinreichend erklärt.

Nachrichten aus den Missionen.

Tibet.

Nachdem wir im vorigen Jahrgang (1875. S. 236) unsern Lesern die Wiederherstellung der Stationen von Bomme und Bathang mitgetheilt haben, dürfen wir heute hinzufügen, daß der ganze Proceß jetzt zu Gunsten der Mission entschieden ist. Ein Brief des Msgr. Chauveau aus Ta-tsien-lu vom 12. Juli berichtet darüber Folgendes:

„Sie wissen, daß der Kanzler der französischen Gesandtschaft von Peking, Herr W. von Roquette, eine Reise in die Provinz Su-tschuen gemacht hat, um wegen der Ermordung des hochw. Herrn Hue in Kien-Kiang Genugthuung zu fordern. Am 9. Mai langte er zu diesem Zweck in Tschen-tu, der Hauptstadt der Provinz an. Ich hielt es für meine Pflicht, ihm dort meine Aufwartung zu machen, in der Hoffnung, daß dieser Besuch auch unserer Mission von Tibet zum Nutzen gereichen werde. In dieser Erwartung täuschte ich mich nicht, wie der Erfolg lehrte. Am 21. Juni kehrte ich von dieser Reise nach Ta-tsien-lu zurück, und zwei Tage später machte ich einen Besuch beim Obermandarin, bei welchem ich die beiden für unsern Proceß ernannten Kommissäre traf. Wir kamen überein, unsere Angelegenheit am Sonntag den 27. Juni, Nachmittags 4 Uhr, zu verhandeln. Am festgesetzten Tage und zur bestimmten Stunde fanden wir uns, d. h. drei chinesische Mandarine und ich, im Amtslokal des Obermandarinen zusammen. Nach einigen Worten über das schöne Wetter erhebt sich Kuin-Leang Fu und sagt: „Beginnen wir unsere Verhandlung." „Beginnen wir," lautet die Antwort der drei Andern. Darauf entspinnt sich folgendes Gespräch:

Der Mandarin: Ihr habt uns sieben Bedingungen gestellt; sechs davon sind so gut wie erfüllt. Ist das wahr?

Ich: Ganz wahr.

Der Mandarin: Man hat eure Häuser wieder aufgebaut, man hat Euch eine Anzahl der geraubten Gegenstände wieder gegeben, man hat einige Hauptschuldige bestraft, man hat die Edikte erlassen, welche Ihr für eure künftige Sicherheit verlangtet. Ist das Alles wahr?

Ich: Ja, vollständig wahr.

Der Mandarin: Somit bleibt nur noch die siebente Bedingung zu erfüllen. Ihr habt bedeutenden Schaden erlitten, und dieser muß ersetzt werden.

Ich: Allerdings, wir haben gegen 1800 Taëls verloren. (Ein Taël werthet etwas über 6 Mark oder $7\frac{1}{2}$ Franken.)

Der Mandarin: 1800? Die Schätzung ist wohl etwas stark. Indessen, es ist gewiß, daß Ihr Verluste erlitten habt. Wenn ich, der zweite Kommissär, Euch nun 600 Taëls anböte, so würdet Ihr sagen, das sei zu wenig, somit gebe ich Euch 700, oder um alle Schwierigkeiten zu meiden, 800 Taëls.

Ich: In der That, das ist viel zu wenig.

Der erste Kommissär: Allerdings. 600, 700, 800, das sind ja nur Bruchtheile; ich biete eine ganze Ligatur. (Eine Ligatur sind 1000 Taëls.)

Ich: Das klingt schon besser, ist aber noch zu wenig.

Kuin-Leang-Fu: Ich gehe noch einen Schritt weiter, halte mich nicht bei 1100 auf, sondern komme gleich auf 1200; also 1200 Taëls nach der Wage der Regierung sofort zugewogen!

Da die beiden Kommissäre gleich mit großem Geschrei zustimmten, hatte ich Mühe, mich zu wehren; indessen bat ich, da ich die Sache nicht hinlänglich erwogen habe, weil ich nicht gedacht hätte, daß wir so rasch fertig würden, um zweimal 24 Stunden Bedenkzeit, die mir nach langer Unterhandlung zugestanden wurden. Am folgenden Dienstag also findet eine neue Konferenz statt.

„Wollet Ihr," begann ich dieses Mal, „als Kinder verhandeln, oder als Weise (Kuin-te-tse)? Im ersten Fall werden wir um Mitternacht noch nicht fertig sein, im zweiten Fall schon in fünf Minuten."

„Wir sind Kuin-te-tse," war die Antwort, „also werden wir als Kuin-te-tse verhandeln."

„Nun gut, so kommen wir gleich zu unserm Geschäft. Vorgestern habe ich den Betrag unseres Verlustes auf 1800 Taëls geschätzt; Ihr habt mir 1200 Taëls geboten. Ich habe nun noch einmal meine Rechnungen gestellt und darüber nachgedacht; so will ich denn zu Ehren des hier anwesenden Kuin-Leang-Fu 100 Taëls nachlassen, eben soviel zu Ehren des ersten, und ebensoviel zu Ehren des zweiten Kommissärs. 1500 Taëls ist somit mein letztes Wort."

Die Mandarine sahen sich einen Augenblick an, dann fragt einer: „Ist darin dann Alles eingeschlossen?" „Gewiß," erwiederte ich, „Alles." Da erhoben sich die drei Beamten und ich machte es ebenso; sie stellten sich in einem Halbkreis um mich herum, und ohne ein Wort zu sagen, machten sie mir eine tiefe Verbeugung, die ich in gleicher Weise erwiedere. Damit war das Geschäft geschlossen. Sofort geht Kuin-Leang-Fu das Geld holen; die beiden Kommissäre lassen eine Wage aufstellen, und in weniger als 10 Minuten sind die fünfzehn Packete mit den Silberbarren gebracht und gewogen. Man wollte alle Packete öffnen, um mich von dem richtigen Inhalt zu überzeugen; ich ließ das aber nicht zu, sondern öffnete bloß drei. So kehre ich nach ganz kurzer Verhandlung um die bedeutende Summe von mehr als 11,000 Franken reicher in meine Wohnung zurück.

Sie möchten wohl gerne wissen, woher das von den Mandarinen ausgezahlte Geld rührt; ich hätte es auch gern gewußt und fragte deßhalb die Mandarine; allein sie gaben mir nur eine ausweichende Antwort. Wahrscheinlich haben sie es aus ihrer eigenen Kasse bezahlt, um sich nach oben hin einen Stein in's Brett zu legen, und das auf eine billige Weise, da sie den tibetanischen Lamas in Bathang, den Anstiftern der Zerstörung, die Summe wohl wieder herauspressen werden. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls haben sich die drei Mandarine uns gegenüber gut benommen, und wir sind ihnen dankbar dafür, daß durch ihre Vermittlung unsere Mission von Tibet jetzt ebenso gut und sogar noch fester steht, als sie im Beginn des Jahres 1873 vor der neuen Verfolgung stand!"

Ostafrika.

Sansibar. Seitdem wir die Geschichte der apostolischen Präfektur von Sansibar und die Gründung der Anstalten von Bagamoyo mittheilten (1874. S. 1—7), haben wir nichts Besonderes mehr von dieser schönen Mission zu berichten gehabt.

Point de nouvelles, bonnes nouvelles gilt meistens auch von den Missionen. Die Missionäre pflegen rasch mit der Feder zu sein, wenn sie aus ihren Stationen besondere Unglücksfälle zu berichten haben, zu deren Erleichterung sie der Beihilfe bedürfen; wenn aber die Mission einmal gegründet ist, die regel-

mäßige Arbeit begonnen hat und ihre naturgemäßen Früchte erzielt, ist es auch natürlich, daß die Missionäre ihre Zeit lieber auf ihre täglichen Beschäftigungen und die Bekehrung der Ungläubigen verwenden als auf das Schreiben von interessanten Briefen. So unangenehm es manchmal den Lesern einer Missionszeitschrift sein mag, lange Zeit hindurch nichts von einer ihnen liebgewordenen Mission zu hören, und so unangenehm es noch weit öfter der Redaction ist, nicht regelmäßige Nachrichten aus allen Missionsgebieten zu erhalten, so wenig Grund haben doch beide in den meisten Fällen, über die Missionäre zu zürnen, denen zu interessanten Briefen nicht selten sowohl die nöthige Zeit als der nöthige Stoff fehlt. Sie sind ja auch nicht in ihre fernen Missionen gezogen, um für ihre alten Landsleute als Schriftsteller, sondern um für ihre neuen Landsleute als Prediger und Lehrer zu arbeiten. Nach dieser Bemerkung, die wir gleich im Beginn des neuen Jahres zur Verständigung mit unsern Lesern machen wollten, kommen wir auf die Mission von Sansibar zurück.

Seit unserm letzten Berichte hat sich dieselbe ruhig entwickelt, und namentlich haben die Anstalten von Bagamoyo einen sehr glücklichen und erfreulichen Fortgang genommen. Die beiden photographischen Aufnahmen, von denen wir heute einen Abdruck mittheilen können, legen wohl klar genug Zeugniß von der bereits erlangten Blüthe ab. Der hochwürdige P. Horner, welcher noch immer als apostolischer Vicepräfekt der Mission von Sansibar vorsteht, aber während des Sommers

Bagamoyo. Anstalt der Schwestern [1].

in Paris sich aufhielt, um einem Generalcapitel der Congregation des h. Geistes beizuwohnen, hat uns von Paris aus einen kurzen Bericht über seine Mission zugesendet. Er schreibt:

„Nach Frankreich zurückgekehrt, um dem Generalcapitel unserer Congregation beizuwohnen, beeile ich mich, Ihnen etwas über unsere Mission von Sansibar mitzutheilen, an welcher Sie so großen Antheil nehmen.

„Über die St. Josephs-Anstalt auf der Insel Sansibar kann ich nur sagen, daß unser kleines einheimisches Seminar sich gut entwickelt. Zwei seiner Zöglinge haben mich nach Frankreich begleitet, um in das Noviziat unserer Laienbrüder einzutreten. Vor zwei Jahren hatte schon ein anderer ihrer Gefährten, der junge Ferdinand Mfoako, der jetzt als Bruder Philipp im Noviziat von Chevilly die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllt, ihnen den Weg gezeigt. So werden wir nächstens schon drei eingeborene Brüder haben, die sowohl wegen ihrer Acclimatisirung als wegen ihrer Sprachkenntnisse uns für die Mission nach Inner-Afrika vom größten Nutzen sein werden.

„Wir haben in der Stadt auch ein kleines Hospital für die Seeleute und die andern Europäer erbaut, welche fern von ihrem Vaterlande in Gefahr standen, sowohl der nöthigen körperlichen als geistigen Pflege in ihren Krankheiten zu entbehren. Diese Anstalt legt der Mission zwar schwere Opfer auf, aber wir konnten die armen Kranken doch nicht in ihrer Verlassenheit dahinsiechen lassen. Zwei protestantische Ärzte, beide Engländer, haben sich erboten, umsonst dem Spitale ihre

[1] 1. Vorrathshaus. — 2. Krankenhaus für die Knaben (außerhalb der durch Mauern eingeschlossenen Besitzung der Schwestern). — 3.—5. Wohnung ꝛc. der Schwestern. — 6. Schiff der Kirche. — 7. Die jenseits der Kirche liegende Wohnung der Missionäre.

Dienste zu widmen; der eine von ihnen besorgt schon seit zwei Jahren umsonst alle Kranken der Missionsanstalt.

„Zu Bagamoyo haben wir ein Haus für die Schwestern und ihre Zöglinge, eine recht nette Kapelle und eine Residenz für die Missionäre wieder bauen können; Sie erinnern sich, daß vor drei Jahren ein Orkan fast alle Gebäude zerstört hatte. Das Erdgeschoß der Wohnung für die Missionäre ist fertig; sobald unsere Hilfsquellen es gestatten, werden wir noch ein Stockwerk darauf setzen. Unterdessen müssen die Knaben noch immer in sehr armen und leider auch ungesunden Strohhütten wohnen. Das Christendorf hat jetzt dreißig Familien.

„Am Vorabend vor Pfingsten d. J. hatten wir in Bagamoyo die Taufe von 40 Erwachsenen. Wie erhebend war der Anblick dieser Neophyten, deren Antlitz vor Freuden strahlte und die ganz stolz waren auf ihr weißes Kleid, das Symbol ihrer Wiedergeburt! Wie glücklich würden unsere europäischen Wohlthäter gewesen sein, wenn sie diese jungen Leute hätten sehen können, denen ihre Liebe das Glück verschafft hat, Kinder der wahren Kirche zu werden und eine ordentliche Erziehung zu genießen!

„Wenige Tage später, am Vorabend vor Frohnleichnam, benedicirte ich zwei Gußstahlglocken, welche die Mission von Hamburg aus erhalten hat. In Europa hat eine solche Ceremonie nichts Auffallendes, aber in einem wilden Lande, wie das unsere ist, grenzt sie an's Wunderbare. Wo man vor 7 Jahren noch bloß das Brüllen wilder Thiere vernahm, ruft jetzt der harmonische Glockenton die Gläubigen zum Gebet! Vor 7 Jahren hätte Niemand auch sogar am hellen Tage gewagt, diese Gegend allein zu betreten; denn sie war nur der Aufenthalt von Löwen, Tigern, Hyänen, Flußpferden u. s. w.;

Bagamoyo. Die Anstalt der Patres, von der Ostseite gesehen [1].

gegenwärtig wird sie von Christen bebaut und gleicht einem Garten.

„Am Tage nach der Glockenweihe sah die Mission von Bagamoyo zum ersten Mal die Feierlichkeit einer Kinder-Communion; 30 Kinder näherten sich zum ersten Male dem Tische des Herrn. Nur Eines fehlte ihrem Glücke; sie waren nicht von ihren Eltern begleitet, denen unmenschliche Sklavenhändler sie einst entrissen und die selbst noch in der Nacht des Heidenthums dahinleben, während ihre Kinder das Glück haben, als katholische Christen herangebildet zu werden. Unmittelbar nach der ersten Communion firmte ich sechzig Eingeborene, und dann fand eine herrliche Procession statt. Drei Altäre waren errichtet, einer bei der Wohnung der Missionäre, ein zweiter bei den Schwestern und der dritte in unserm christlichen Dörfchen. Der Anblick der 300 Kinder, unter denen die 60 so eben gefirmten ganz weiß gekleidet waren, das Geläute der am vorhergehenden Tage geweihten Glocken, die mit Laub und Blumen bestreuten Wege, die fröhlichen und lauten Gesänge, — alles das gab der Procession ein Gepräge der Größe, wie es sich kaum ahnen läßt. Daher war denn auch der Enthusiasmus außerordentlich groß und nur ein Wunsch blieb uns: Möchten wir doch so schöne Feste recht bald nicht nur an der ganzen Küste Afrika's, sondern auch in seinem ganzen Innern feiern."

Aus den Tagesblättern wissen unsere Leser, daß der Sultan von Sansibar jüngst eine Reise nach England und Frankreich

[1] 1. Eingangsthor. — 2. Oekonomiegebäude. — 3. Schmiede. — 4. Wohnung des Direktors. — 5. Schlafzimmer der Zöglinge. — 6. Sakristei. — 7. Wohnung der Missionäre. — 8. Kirche. — Die übrigen Gebäude dienen als Schulen, Vorrathshäuser u. s. w.

gemacht und sich mehrere Tage in Paris aufgehalten hat. Der hochw. P. Horner war gerade zur nämlichen Zeit in Paris und konnte deßhalb nicht umhin, dem Sultan sich vorzustellen und denselben in das Mutterhaus seiner Congregation einzuladen. Mit der größten Freundlichkeit nahm der Sultan, welcher den katholischen Missionären sehr günstig gesinnt ist, die Einladung an. „Es ist meine Pflicht, zu Ihnen zu kommen," sagte er zum P. Horner, „denn Sie sind ja von Sansibar und gehören also zu den Unsern." Gleich am folgenden Tage schon wußte er, trotz der vielen offiziellen Besuche, die er zu machen hatte, die Zeit zu finden, um in das Kloster vom h. Geist zu kommen. Die Patres hatten ihm eine kleine Feierlichkeit bereitet, die den Sultan ungemein freute; während der ganzen Zeit seines Besuches hörte er nicht auf, sowohl dem Generalobern als dem P. Horner Beweise seiner Liebe und Hochachtung zu geben. Auf die Frage, ob ihm die Anwesenheit der Missionäre in Sansibar auch angenehm sei, rief er aus: „Sie ist ja ein wahres Glück für uns." Daß dieses kein leeres Compliment sei, haben sowohl Said Bargasch, als sein Vorgänger auf dem Throne von Sansibar durch die große Bereitwilligkeit bewiesen, mit welcher sie alle Bitten der katholischen Missionäre erfüllen, sobald deren Gewährung nur irgendwie in ihrer Macht steht.

Einem neuern Briefe des hochw. P. Bauer aus Bagamoyo entnehmen wir, daß die Station von einem Einfall der Wasaramos bedroht war. Am 8. September 1875 drangen die wilden Horden heran, und es wäre das Schlimmste zu befürchten gewesen, da die in Bagamoyo wohnenden Araber zum Kampfe durchaus nicht gerüstet waren, wenn es nicht dem P. Bauer gelungen wäre, zeitig genug den französischen und englischen Consul auf der Insel Sansibar von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Der französische Consul, Herr v. Gaspary, und der englische, Major Smith, kamen sofort mit einem Kriegsdampfer des Sultan und mit zwei englischen Dampfschaluppen zur Unterstützung herbei; die feindlichen Horden aber zogen sich zurück, als sie diese Hilfsmannschaft anlangen sahen. Unterdessen kehrte der Sultan von Sansibar am 18. September wieder in sein Reich zurück und damit hatte der Einfall der Wasaramos ein klägliches Ende, da Said Bargasch bei den unabhängigen Negerstämmen so gefürchtet ist, daß sie nichts gegen ihn zu unternehmen wagen.

Aus dem nämlichen Briefe sehen wir auch, daß das Zutrauen, welches die englische Regierung der Anstalt von Bagamoyo früher bewies und sogar öffentlich im Parlamente aussprach, noch immer fortdauert. Der englische Consul, Major Smith, übersandte ihr im Monat September 50 kleine Negermädchen zur Erziehung, welche die englischen Kreuzer einem Sklavenschiffe abgejagt hatten.

Südafrika.

Die apostol. Präfektur Central-Capland wurde, wie wir bereits früher mittheilten, am 10. August 1874 gebildet, indem der heil. Vater einige Distrikte des apostolischen Vikariates West-Capland von demselben abtrennte, sie als selbständige Mission dem afrikanischen Seminar von Lyon überwies und zugleich den Obern dieses Seminars, Herrn Planque, zum apostol. Präfekten ernannte. (Vgl. 1874. S. 67.) Über den gegenwärtigen Stand dieser Mission entnehmen wir einem Privatbriefe des hochw. Herrn Devernoille, welcher als Vicepräfekt ihr vorsteht, einige Notizen.

„Es ist Ihnen bekannt," schreibt er, „daß die katholische Mission am Cap der guten Hoffnung noch jungen Datums ist. Das Gebiet war, so lange es Hollands Eigenthum war, von calvinischen Predigern, deren Frauen und Kindern und Bibeln überschwemmt. Sie wissen aber auch, daß die Fruchtbarkeit eines Urbodens größer ist als die eines schlecht cultivirten Ackers; somit wird es Sie nicht wundern, wenn ich auch das hiesige Arbeitsfeld als ein nicht besonders günstiges bezeichne. Die protestantischen Missionäre erweisen sich uns gegenüber so tolerant, daß sie nicht einmal einem ihrer Glaubensgenossen gestatten wollen, als Dolmetscher in unsere Dienste zu treten. Um so zuvorkommender sind dagegen die Regierungsbehörden, unter deren Schutz wir denn auch auf Erfolg hoffen. An den Gestaden Süd-Afrika's trifft man überall Protestanten, und nur wenig Eingeborene sind in den Küstenstrichen zu finden, welche nicht mit dem Protestantismus in Berührung gekommen wären. Eifrige Christen sind sie allerdings dadurch nicht geworden, und ihre Sitten sind beinahe ebenso heidnisch, als sie früher wären; selbst die Vielweiberei ist nicht ganz verschwunden. Von diesen ist wenig zu hoffen, und wir haben denn auch lieber mit den noch ganz wilden Heiden zu thun als mit diesen von der Civilisation in etwa berührten Halbchristen. Leider traf mich das Unglück, zum Administrator der apostolischen Präfektur des Central-Caplandes ernannt zu werden, und so kann ich nicht immer unter den Wilden sein; mein ständiger Wohnsitz ist vielmehr Georgetown, in der Nähe des Indischen Oceans [1]. Außer mir wirken noch 9 Priester in der Präfektur, doch hoffen wir, bald noch einige Missionäre zur Verstärkung zu erhalten, sowie wir auch eine Colonie von Nonnen erwarten.

Wir sind erst in den Anfängen der Arbeit. Wir haben die ganze Mission in 6 Distrikte getheilt; als Centralpunkt gilt Georgetown mit 140 Katholiken. Den zweiten Distrikt bildet Mosselbay; es sind dort 2 Priester stationirt, welche vorläufig gegen 80 Katholiken gesammelt haben [2]. Der dritte Distrikt ist Oudtshoorn mit einem Priester und 100 Katholiken; der vierte Beaufort und Victoria-West mit 70 Katholiken, die in 4 Dörfer zerstreut sind; der fünfte Fraserburg, Calvinia und Namaqua-Land mit 2 Priestern. Als sechsten Distrikt endlich rechnen wir die Insel St. Helena, welche auch zu unserer Präfektur gehört. Es sind dort zwei Priester, ich denke aber auch selbst hinzugehen, um ihnen zu helfen, da wir eine Handwerkerschule für die Neger dort gründen wollen. Die Katholikenzahl auf St. Helena beträgt 90.

Im vorigen Jahre gründete ich eine neue Station in Pella, das zwar noch im Namaqua-Land liegt [19° 12' östl. L. von Greenw.,

[1] 22° 25' östl. L. von Greenwich, 33° 35' südl. Br. Die Mission geht am Indischen Ocean vom Groote- oder Gauritz-Fluß bis zum Swellendamm-Vorgebirge, zieht sich dann nordwestlich in's Land hinein bis zum atlantischen Ocean, wo sie das Küstengebiet vom Olifant-River bis zum Oranje einnimmt. Sie umfaßt also die Distrikte Mosselbay, George und Knysna am Indischen Ocean, dann nach Norden hin aufsteigend: Oudtshoorn, Prinz Albert, Beaufort, Victoria-West, von hier nach Westen hin: Fraserburg, Calvinia und Klein-Namaqualand. Das ganze Gebiet wird etwa 4600 deutsche Quadratmeilen groß sein, also fast halb so groß als ganz Deutschland; die ganze Bevölkerung allerdings beträgt kaum 100,000 Seelen. A. d. R.

[2] So gering diese Zahl ist, dürfen die Missionäre sich doch schon eines Fortschrittes erfreuen. Als die beiden Missionäre am 10. September 1873 dort anlangten, war Alles zu gründen. Ihrer ersten heiligen Messe am 14. September wohnte bloß ihr Gastgeber bei, am darauf folgenden Sonntag hatten sie erst 4 Personen in der Kirche. Vgl. diese Monatsschrift 1874, S. 67. A. d. R.

20° 8' s. Br.], aber von der ganzen civilisirten Welt weit genug entfernt ist. Eines der größten Hindernisse in unserer Mission bilden die übermäßig großen Entfernungen der Stationen von einander; der Obere braucht fast ein ganzes Jahr, wenn er sie alle besuchen will; zur Gründung dieser Station jedoch war mir ihre Entfernung von den bereits kolonisirten Orten nicht unlieb. Mit einem Gefährten, dem Herrn Gaudeul, brachen wir von Springbokfonteyn auf in einem mit 10 Ochsen bespannten Wagen, den ich hier angeschafft hatte. Im Anfang war die Gegend herrlich und ich bedauerte fast, daß träge Hottentotten und Buschmänner sie bewohnen; welch' Paradies könnten fleißige Europäer aus ihr machen! Je mehr wir aber vordrangen, desto öder und trauriger wurde die Gegend. Das wenige Gras am Wege war ganz verdorrt und der Flugsand hatte sich hie und da zu Hügeln angehäuft; Wasser ist hier ein seltener Schatz, wir legten zuweilen 60 engl. Meilen zurück, ohne einen Tropfen zu finden, daher mußten wir denn auch ein paar unserer Ochsen schlachten, weil sie nicht mehr weiter konnten. Wir löschten unsern Durst mit Kaffee, welcher hier das gewöhnlichste Getränk ist und welchen wir jeden Morgen in hinreichender Menge für den Tag bereiteten. Unsere einzige Nahrung war Reis und das Fleisch der getödteten Ochsen. Die Nacht brachten wir im Wagen oder meistens auf dem Sande liegend zu. Das Leben des Missionärs ist doch eigenthümlich; saß ich früher in Europa an einem schlecht schließenden Fenster, so hatte ich gleich einen Schnupfen oder ich weiß nicht was; hier brachte ich 32 Nächte nach einander im Freien zu, trug die Hitze des Tages und die manchmal empfindliche Kälte der Nacht und fühlte mich dabei so gesund, als habe mich der liebe Gott zum Alter der Patriarchen vorherbestimmt.

In Pella installirten wir uns unter einem Feigenbaum; der Wagen diente als Wohn- und Schlafzimmer; die übrig gebliebenen Ochsen ließen wir frei, damit sie sich selbst ihre Nahrung suchten. Die Regierung hatte uns diesen Ort angewiesen, um hier eine christliche Gemeinde zu gründen. Die Gegend ist herrlich und hat Überfluß an Wasser, denn sie bildet ein prächtiges Seitenthal am Oranjefluß. Unsere Aufgabe war also, die hier herum nomadisirenden Eingeborenen an uns zu ziehen und hier anzusiedeln. Wir mußten selbstverständlich mit dem guten Beispiel vorangehen und gaben uns also muthig an die Arbeit. Von Montags in der Frühe bis Samstag Abends ruhten wir nicht; wir waren abwechselnd Maurer, Zimmerleute, Gärtner und Köche. Unser großer Wagen gab aus seinem weiten Bauche die vielen Schätze heraus, die wir mitgebracht: Töpfe, Kessel, Hacken, Schaufeln, Sägen u. s. w. u. s. w. Mein Gefährte, Herr Gaudeul, will hier eine Nachahmung der Reductionen von Paraguay versuchen, und ich hoffe, daß ihm unter dem Beistand Gottes der Versuch gelingen wird. Als ich Pella verließ, hatten sich bereits zehn Familien eingefunden, die ein segensreicher Samen genannt werden können, da sie mit großem Eifer und reger Begierde das Wort Gottes hören. Sie sind einfache Leute, welche wegen ihrer Entfernung von den Kolonien die Laster und Ausschweifungen der europäischen Ansiedler noch nicht kennen. Bis jetzt haben sie meistens sich mit Viehzucht abgegeben, aber sie sind gelehrig und haben uns gleich bei unserer Arbeit unterstützt, als wir eine kleine Kirche oder vielmehr Kapelle zu bauen begannen; ihre Länge beträgt 15, ihre Breite nur 5 Meter, allein für die zu bildende Gemeinde ist sie vorläufig groß genug. Wer weiß, ob sich nicht hier mit der Zeit eine Kathedrale erheben wird, in welcher der civilisirte Hottentot einst Gottes Wort verkündet? Beten Sie für uns; damit der liebe Gott unsere Arbeit segne; wenn Er will, kann Er aus den Steinen Kinder Abrahams machen und auch unsere schwache und geringe Arbeit mit reichem Erfolge krönen."

Brasilien.

Am 24. Juni 1875 hat der Großmeister der brasilianischen Freimaurer, Visconde do Rio Branco, sein Amt als Ministerpräsident niedergelegt; mit ihm ist das ganze Freimaurer-Ministerium vom 7. März 1871 gestürzt, und damit wurde der erste Schritt zur Beilegung des brasilianischen Kirchenstreites gethan, über dessen Ursachen und Entwicklung wir seiner Zeit eingehend berichtet haben. (1875. S. 64 f.) Wer dem brasilianischen Culturkampf durch alle seine Entwicklungen gefolgt ist, wurde vom Sturze des Ministeriums nicht überrascht. Schon bald nach der Verurtheilung der Bischöfe von Olinda und Para brach im Ministerium selbst ein Zwiespalt aus, indem die Minister der Justiz und des Kriegs für vollständige Begnadigung der Verurtheilten und Aufgeben der antikirchlichen Politik sich aussprachen, die übrigen aber auf dem eingeschlagenen Wege beharren wollten. Als nun in den nördlichen Provinzen Unruhen ausbrachen und das Volk zeigte, daß es zur Ertragung einer Freimaurerherrschaft nicht Geduld genug besitze und daß es zu katholisch sei, um sich seinen Glauben vom Staate vorschreiben zu lassen, drang der Ministerpräsident auf „entscheidende Maßregeln", auf Verbannung der gefangenen Bischöfe, auf Einführung der Civilehe und Aufstellung eines „staatstreuen" Bisthumsverwesers in Para. So ungern der Kaiser auch einwilligte, er glaubte nachgeben zu müssen, und am 18. Juni ging dem Senat eine förmliche Vorlage in Bezug auf die Neu-Organisirung der Diöcese Para zu. Allein Rio Branco und seine Freimaurer sollten die Annahme dieser Vorlage nicht sehen. Wie anderswo, so standen auch in Rio Janeiro die freimaurerischen Minister an der Spitze jener finanziellen Unternehmungen, durch welche das arme Volk ausgesogen und zu deren Bemäntelung eben der Culturkampf in Scene gesetzt ward. Nun brach aber gerade in jenen Tagen die Bank Mana zusammen, zu deren Haupttheilhabern der kluge Ministerpräsident und Finanzminister gehörten, und damit hatte er auch seine politische Rolle ausgespielt.

Am 25. Juni berief der Kaiser ein neues Ministerium, an dessen Spitze dem Namen nach ein General, der Herzog von Caxias, steht, während dessen eigentliche Seele der Minister des Äußern, Baron Cotegipe, ist. Als sich dasselbe am 26. Juni dem Senate vorstellte, erhob sich Zacharias de Goes Vasconcellos, der Präsident des Katholikenvereins von Brasilien, und fragte direkt, wie die neuen Minister sich zu der brennenden Frage des Tages, der religiösen, zu stellen gedächten. Ihm antwortete Cotegipe: Hinsichtlich des Verhältnisses zu den Bischöfen und der katholischen Kirche könne das Ministerium dem Parlamente noch nicht bestimmte Lösungen vorlegen. Allein die von früherher wohlbekannten Anschauungen der gegenwärtigen Räthe der Krone böten wohl hinreichende Anhaltspunkte, um auf ihre zukünftige Haltung und die von ihnen angestrebte Ordnung der in Rede stehenden Angelegenheiten zu schließen. Da Baron Cotegipe bereits vom Jahre 1868—1871 Mitglied eines Ministeriums gewesen war, das stets in größter Einigkeit mit der Kirche gelebt hatte, war die Antwort deutlich genug.

Um den religiösen Frieden wieder herzustellen, sollten nun Unterhandlungen mit dem päpstlichen Nuntius angeknüpft werden. Allein dieser weigerte sich entschieden, darauf einzugehen, bevor die beiden gefangenen Bischöfe in Freiheit gesetzt seien und eine allgemeine Amnestie alle Folgen des von den Freimaurern in Scene gesetzten Kirchenstreites aufgehoben habe. Hinsichtlich der beiden Bischöfe wollte das Ministerium nachgeben, nur mochte es nicht die mitverwickelten Domherren und

Priester aller Strafen und Prozesse ledig erklären. Indessen meinte der Nuntius darauf bestehen zu müssen. So und nur so werde die Maßregel eine wirkliche allgemeine Amnestie und keine willkürliche Begnadigung einzelner ausgewählter Personen sein.

Das gab nun weitläufige Verhandlungen. Natürlich betheiligte sich daran auch die politische Presse. In dieser Beziehung war es von nicht geringer Bedeutung, daß selbst die einflußreichste Zeitung der Hauptstadt, das dem Marquis de Villeneuve gehörige neutrale „Journal do Commercio", öffentlich für eine vollständige und umfassende Amnestie in die Schranken trat.

Am Ende wurde der sogenannte Staatsrath zusammenberufen, ein Collegium, zu dem außer den Ministern auch die Kronprinzessin, ihr Gemahl Gaston Graf Eu, ein halbes Dutzend Senatoren und einige hohe, nicht im aktiven Dienste befindliche Staatsbeamte gehören. Hier zeigte sich eine der Amnestie entschieden günstige Stimmung. Namentlich trat im Namen seiner Gemahlin und in seinem eigenen für die bedrängte katholische Kirche Gaston Graf Eu in die Schranken.

So entstand das kaiserliche Amnestiedekret vom 18. September. Und am dritten Tage darnach öffneten sich die Thore der Kerker von S. Joao und der Schlangeninsel, und heraus traten unter unbeschreiblichem Volksjubel die Bischöfe von Para und Olinda, die Bisthumsverweser Sebastiao Borges de Castilho und Camello de Andrada und wer sonst von ihren Priestern die lange bittere Gefangenschaft mit ihnen getheilt hatte.

Nun bot auch der Nuntius im Namen des hl. Stuhles beide Hände zum Frieden. Die Interdikte über die Wohlthätigkeits-Genossenschaften, an die der ganze Streit sich knüpfte, sind vorläufig suspendirt, und über eine endgültige Regelung der Verhältnisse jener Corporationen zur katholischen Kirche wird ernstlich verhandelt.

Msgr. Vitalis, Bischof von Olinda, wird, wie es heißt, zum Erzbischof von Bahia erhoben und der Bischof von Para auf den Stuhl von Marianna in der Provinz Minas Geraes versetzt werden.

Miscellen.

Aus Madagascar schreibt ein Missionär, P. Bel: „Der liebe Gott kommt uns nicht selten auf eine wunderbare Weise zu Hilfe, um den Glauben unserer Neophyten zu befestigen. Hören Sie nur folgende Geschichte, welche beweist, daß jene, welche den Kopf der Schlange zertrat, derselben auch jetzt noch immer furchtbar ist. Eine unserer besten Christinnen, eine arme, einfache und nicht gelehrte Sklavin, steht in Diensten bei einer Familie, welche nicht aus Überzeugung, sondern aus weltlichen Rücksichten protestantisch geworden ist. Durch ihre Treue hat sich unsere Christin das volle Vertrauen ihrer Herrin erworben, so daß diese ihr die Sorge für ihre Tochter und die Aufsicht über die beiden andern für deren Dienst bestimmten Sklaven anvertraute. Nun wurde diese Kleine von einer Art Abzehrungskrankheit befallen, sie magerte zusehends ab; deßhalb führten ihre Großeltern nach alter, malegassischer Sitte sie und ihre Sklavinnen zum Mpisikidy, um durch Zauberei das Heilmittel zu erfragen. Sikidy ist nämlich der malegassische Name für einen Baum, dessen Samenkörner zur Zauberei dienen, und Mpisikidy ist der Name des Mannes, der aus den verschiedenen Gestaltungen ꝛc. jener Samenkörner die Zukunft oder sonst irgend ein der menschlichen Wissenschaft unzugängliches Geheimniß erkennt. Der Mpisikidy beginnt also seine Operationen; bei der Kranken und den beiden heidnischen Sklavinnen gelingen sie ihm nach Wunsch; um aber das volle Resultat zu erreichen, muß er auch noch seine Operationen in Bezug auf unsere Christin machen. Das erste Mal haben sie keinen Erfolg; der Zauberer glaubt einen Fehler gemacht zu haben und beginnt seine Hantirungen ein zweites Mal; wiederum kein Erfolg! Ein dritter Versuch mißlingt ebenfalls. „Ich gebe es auf!" ruft er aus, „in Bezug auf diese Frau ist es unmöglich, eine Antwort zu erhalten." „Warum unmöglich?" fragt der Großvater. „Du kennst wohl die Regeln Deiner Kunst nicht." „Das ist nicht der Grund," antwortete der Zauberer; „aber diese Sklavin hat auf ihrer Brust ein Amulet, welches kräftiger ist als alle meine Beschwörungsformeln." „Ist das wahr?" fragt darauf der Herr die Sklavin. — „Durchaus nicht," antwortet jene. „Ich habe nur meinen Rosenkranz und mein Skapulier um den Hals." „Aber das sind gerade die Zaubermittel, welche die meinigen erfolglos machen!" ruft jetzt der Zauberer. Man wollte jetzt die arme Sklavin bewegen, den Rosenkranz und das Skapulier abzulegen, damit der Zauberer seine Versuche vollenden könne; aber vergebens waren Bitten, Drohungen und Strafen. „Ihr könnt mich tödten, wenn ihr wollt," war stets die entschiedene Antwort der armen Sklavin, „aber meinen Rosenkranz und mein Skapulier lege ich nicht ab." Dabei blieb sie, und die Familie mußte sich unverrichteter Dinge zurückziehen, da der Zauberer mit allen seinen Künsten nichts vermochte gegen die mit dem Skapulier und Rosenkranz gewappnete, arme Sklavin. Dieses Ereigniß hat einen tiefen Eindruck nicht nur in der Familie, sondern im ganzen Dorfe gemacht, und ich hoffe, daß dasselbe für unsere heilige Kirche schöne Früchte hervorbringen wird."

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für den Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Durch Pfarrer Nörbel in Dörlesberg	49 —
Aus Nord-Buffalo durch B. Herder in St. Louis . Doll. 1.	3.85
Von X. Th. in Nassenhausen durch Herder u. Cie. in München (in vor. Nro. irrthümlich nur M. 14 statt M. 24 aufgeführt)	10 —
Aus Oidtweiler im Dekanat Geilenkirchen	15 —
Von einer ungenannt sein wollenden Wohlthäterin d. W. fl. 20.	35.56
Durch Pfarrer Beckert in Würzburg fl. 30.	51.43
H. Franciscus, beschütze durch deine Fürbitte uns und unsere Kindlein vor allem Uebel! A. u. W. S.	300 —
Durch Dombecan Aug. Egger in St. Gallen . . Frk. 100.	80.64
Von „Waldveilchen" durch B. Herder in St. Louis	18.25
Durch Vicar A. Boehler in Röggenschwil	6 —
Durch Kaplan St. in R.	12 —
Aus Berlin von Dr. ex voto	30 —
Für die Aussätzigen auf Madagascar:	
„Die Aussätzigen blieben stehen in der Ferne und riefen: Erbarme dich unser!"	86.71
Aus Bettendorf in der Pfarrei Oidtweiler	3 —
Von Rev. A. F. Wisc. durch B. Herder in St. Louis Doll. 12.	46.20
Aus Bachem bei Frechen, Ldkrs. Köln	65 —
Aus Peterswaldau von Gräfin Mariechen zu Stolberg-Wernigerode. Ein Weihnachtsgeschenk. (20 Fr.)	16 —
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Durch Pfarrer J. N. Limbourg in Schwarzenholz	20 —
Für verschiedene Zwecke:	
Von N. N. in Frankfurt a. M.	12 —
Von K. A. B. H.	12.50
Von J. K. in Menden	15 —

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.